

# Westpreußen

Begegnungen mit einer europäischen Kulturregion



1. (76.) Jahrgang, Heft 2  
Sommer 2024  
€ 9 (D) 35 zł (PL)



**Westpreußen-FOKUS**  
Deutsch als Minderheiten-  
und Fremdsprache in Polen

**THORN VOR 100 JAHREN**  
Eine Zeitreise in die Zwischenkriegszeit

# AUS DEM INHALT

## VORSPANN

- 3 vorab
- 5 AUF EIN WORT: »Traumata als Menschheitsthema«

## PANORAMA

- 6 Eine faszinierende Reise mit der Zeitmaschine
- 8 Eine Botschaft von Conrad Steinbrecht – Zeitkapsel im Marienburger Alten Rathaus entdeckt
- 10 Notizen aus der Dreistadt und aus Marienburg

- 11–20 **Westpreußen-FOKUS** Deutsch als Minderheiten- und Fremdsprache in Polen

## AUSSTELLEN UND ERFORSCHEN

- 21 *Nigra crux mala crux*. Die schwarze und weiße Legende des Deutschen Ordens
- 23 »Bauen an der Karriere« – Herrenhäuser und adlige Stiftungen im Preußenland des 17. und 18. Jahrhunderts

## GESCHICHTE UND KULTUR

- 26 Der Holzmarkt in Danzig – *Targ drzewny w Gdańsku*, oder: Nationalisierung des städtischen Raumes, Teil II: Das Sobieski-Denkmal in Lemberg (1898)
- 33 IN DEN BLICK GENOMMEN: *Das Jahr ohne Sommer* von Constanze Neumann sowie *Lichtungen* von Iris Wolff

## POLITIK UND GESELLSCHAFT

- 36 Plädoyer für eine transnationale Erinnerung – Jie-Hyun Lim im Gespräch über »Opfernationalismus«
- 37 »Flucht und Vertreibung sind Menschheitsthemen« – Gedenken an die Opfer von Flucht und Vertreibung in Berlin

## RUBRIKEN

- 4 Vorhinweise auf den Westpreußen-Kongress 2024
- 38 Neuerscheinungen
- 39 Impressum/ Autorinnen und Autoren
- 40 Zum guten Schluss

**TITELBILD** Der Leuchtturm von Zoppot steht an der Uferpromenade und bildet ein Wahrzeichen des Ostseebades. Er wurde 1903 als stilgemäß verkleideter Schornstein der Warmbadeanstalt errichtet und trägt erst seit 1977 eine Befehung.

FOTO: ATMAN VIA DREAMSTIME.COM (17745432)

**PASSWÖRTER** für die digitalen Fassungen der letzten drei *Westpreußen*-Ausgaben:

- 📖 Winter 2023: heft-4-2023-daw
- 📖 Frühjahr 2024: heft-1-2024-ddh
- 📖 Sommer 2024: Uferpromenade

# 6



**Faszination der »Gelebten Geschichte«**

FOTO: TYMON KOWALSKI



**Enthüllung einer neuen Marienburg**

FOTO: TOMASZ SUKOWSKI



**Doppelgesichtigkeit des Deutschen Ordens**

FOTO: MUZEUM ZAMKOWE W MALBORKU



**Materielle Repräsentationskultur des 17. und 18. Jahrhunderts in Preußen**

FOTO: SABINE JAGODZINSKI



**Johann III Sobieski – sein Denkmal in Lemberg**

QUELLE: BIBLIOTEKA NARODOWA



**Jie-Hyun Lim im Gespräch über »Opfernationalismus«**

FOTO: FIRSTWEEFELTHEWEPALL VIA WIKIMEDIA CC 4.0 BY-SA

# Westpreußen-FOKUS

## vorab



# 11

Bernhard Gaida, der seit langem an maßgeblichen Stellen die Anliegen der Deutschen in Polen vertritt, blickt einführend unter dem Titel **Eine halbherzige Rehabilitation** auf **Die Minderheitensprache Deutsch in Polen seit der politischen Wende**.

# 14

Die **Schulerfahrungen eines deutschen Jungen im Polen der Nachkriegszeit** vermag Johannes

Friedrich Jabs authentisch zu schildern, hat er dort doch selbst bis 1958 die Schule besucht und **Zwischen zwei Sprachen und Identitäten** gelebt.



# 16

**Eine bemerkenswerte Ausnahme von der Regel**, Deutsch weitestgehend zu meiden, hat Benedikt Reschke beobachtet. Er dokumentiert, dass **Deutschsprachige Grundschulen in Polen** durchaus noch **während der Zeit von 1948 bis 1958 existiert** haben.

# 18



**Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg zu modernem Sprachunterricht** – diese These vertritt Adrian Wojtaszewski, der sich zwei Jahre nach dem Abitur noch aus der Innenperspektive heraus **Zur aktuellen Lage der deutschen Sprache in Polen** äußern kann.

*Liebe Leserinnen, liebe Leser,*

in der ersten Ausgabe des Jahres 2024 war leider das Inhaltsverzeichnis nicht in der Mitte der Nummer, sondern an einer anderen Stelle eingeklebt. Dieser Fehler konnte durch das Herausreißen der nutzlosen Doppelseite zwar rasch behoben werden; gleichwohl hat uns der Fehler neuerlich daran erinnert, wie viele unkalkulierbare Faktoren den Druck und Versand dieses Magazins zu beeinträchtigen vermögen. Deshalb müssen wir weiterhin von Heft zu Heft bangen, dass ihm jeweils auf dem Weg bis zu Ihnen nichts Ärgeres widerfährt.

Die inhaltliche Gestaltung liegt demgegenüber in unseren eigenen Händen; so sind wir zuversichtlich, dass die Disposition der Themen auch jetzt wieder störungsfrei bei Ihnen (im doppelten Sinne) »ankommt«. Dabei denken wir zunächst an den Fokus, der sich diesmal einem brisanten Thema zuwendet: dem wechselhaften Schicksal der deutschen Sprache in Polen. Im Prinzip war sie nach dem Ende des Krieges zunächst für mehr als 40 Jahre verpönt, allenfalls als Fremdsprache zugelassen; mit der Wende von 1989/90 ist sie danach wohl offiziell als Minderheitensprache anerkannt worden; staatliche Verordnungen haben sie seitdem aber eher eingeschränkt denn vorbehaltlos gefördert. Da die Aufmerksamkeit sich längere Zeit allerdings sehr stark auf die Schlagzeilen von der anti-deutschen Sprachpolitik der PiS-Regierung konzentriert hat, erschien es uns angeraten, diesmal Erinnerungen an die Nachkriegszeit und die heutige Lage differenzierter in den Blick zu nehmen.

Ein auffälliges Merkmal dieser Ausgabe liegt zudem darin, dass Sie hier einen ausführlichen Beitrag finden, der das Mittelstück einer regelrechten Fortsetzungsgeschichte bildet. Katja Bernhardt, die sich in der ersten Nummer dieses Jahrgangs mit dem 1904 errichteten Kriegerdenkmal auf dem Danziger Holzmarkt auseinandergesetzt hat, analysiert nun den Kontext eines Monuments, das 1898 zu Ehren von Johann III. Sobieski errichtet wurde, und wird in der Herbstnummer den Dreischritt abschließen: Dann wird sie den Prozess diskutieren, der dazu geführt hat, dass das Lemberger Denkmal auf dem Holzmarkt, der nun *Targ drzewny* heißt, im Jahr 1965 einen neuen Ort »besetzen« konnte.

Dank der freundlichen Bereitschaft von Katja Bernhardt, sich auf unser Anliegen einzulassen, sind wir glücklicherweise in der Lage, Ihnen einen komplexen Beitrag zu bieten, in dem die – aufgrund der historischen Kerben von 1920, 1939 und 1945 gerade für Westpreußen zentrale – Bedeutung des geschichtspolitischen Austauschs von Denkmälern an einem herausragenden Exemplant und mit der notwendigen Genauigkeit erschlossen wird.

Wir hoffen nun, dass Sie diesen ungewöhnlichen Weg gerne von Station zu Station mitverfolgen und dass neben dem »Fokus« überdies auch die übrigen vielfältigen Beiträge dieser Ausgabe Ihr Interesse finden.

In diesem Sinne bleiben wir mit guten Wünschen und bis in den Herbst hinein wie stets

mit herzlichen Grüßen

*Ihre WP-Redaktion*

Der nächste Westpreußen-Kongress soll vom 27. bis zum 29. September 2024 in Warendorf stattfinden. Der Titel lautet:

# WESTPREUSSENS KURZES SILBERNES ZEITALTER – AUFBRUCH DER PREUSSISCHEN PROVINZ IN DER KAISERZEIT

## AUFRISS DES THEMAS

Das Jahr 1878 markiert in der Geschichte Nordostdeutschlands einen gewichtigen Einschnitt: Die 1824 als Personalunion gebildete und seit 1829 in einer Realunion bestehende Provinz Preußen mit der Hauptstadt Königsberg wurde in die beiden separaten Provinzen West- und Ostpreußen geteilt, wodurch Westpreußen neuerlich eigenständig wurde und Danzig wiederum zum Rang einer Provinzhauptstadt aufzusteigen vermochte. Prononciert ließe sich sagen, dass Westpreußen erst von nun an eine realistische Chance erhielt, sich – wenn auch nur noch für einen Zeitraum von gut 40 Jahren – zu der eigenständigen politischen, ökonomischen und soziokulturellen Einheit zu entwickeln, die heute im allgemeinen Diskurs das Verständnis von »Westpreußen« bestimmt. Der zielgerichtet vorbereitete und in die Tat umgesetzte Aufbruch zur Entfaltung solch eines kohärenten Gebildes lässt sich metaphorisch als Beginn eines »Silbernen« Zeitalters charakterisieren, das sich selbst

zugleich als Postfiguration eines »Goldenen Zeitalters«, der Herrschaft des Deutschen Ordens, verstehen konnte.

Dieser Rückbezug lenkt den Blick darauf, dass diese Epoche von einer tiefgreifenden Doppelgesichtigkeit geprägt wird, weil die geradezu stürmische Entwicklung der Provinz – zumal nach der 1871 endlich erreichten Reichseinheit – Hand in Hand mit einer nationalen, wenn nicht nationalistischen Grundhaltung geht. Sie bietet den Nährboden für die Politisierung der Massen und verleitet insbesondere in Westpreußen dazu, das »Deutschtum« zu betonen und derart einen fortschreitend konfliktuösen Ausschluss der polnischen und kaschubischen Minderheit zu betreiben. Aus diesen Tendenzen resultiert, dass die »kurze« geschichtliche Phase vom Aufbruch dann 1919/1920 sogar unmittelbar zum gänzlichen Untergang führt: Das Silberne Zeitalter erweist sich somit letztlich als »Tanz auf einem Vulkan«.

## TAGUNGSPROGRAMM

### FREITAG, 27. SEPTEMBER 2024

20:00 Uhr Dr. Christian Pletzing, Flensburg  
**Aufbruch und Emanzipation? Von der »Provinz Preußen«  
zur Wiederbegründung der Provinz Westpreußen 1878**

### SAMSTAG, 28. SEPTEMBER 2024

9:00 Uhr PD Dr. Lutz Oberdörfer, Greifswald  
**Die wirtschaftliche Entwicklung der Provinz  
Westpreußen im Deutschen Kaiserreich**

10:30 Uhr Martin Koschny M. A., Warendorf  
**Die Rückbesinnung auf Westpreußens »Goldenes  
Zeitalter«: Das Projekt des Deutschen Ordens und seine  
Vollendung in der Hohenzollern-Herrschaft**

14:00 Uhr MUSEOLOGISCHER WORKSHOP  
**Westpreußens »Silbernes Zeitalter« im Museum**  
Leitung: Martin Koschny M. A. und Prof. Dr. Erik Fischer

16:00 Uhr BESUCH DER SONDERAUSSTELLUNG

**Tanz auf dem Vulkan – Erfindung und Untergang einer preußischen  
Provinz in der Kaiserzeit** im Westpreußischen Landesmuseum

19:30 Uhr Prof. Dr. Jens Boysen, Warschau  
**Nationale Spaltung statt regionaler Integration:  
Die Polenpolitik im Deutschen Reich und ihre  
Konsequenzen für die Provinz Westpreußen**

### SONNTAG, 29. SEPTEMBER 2024

9:00 Uhr Joanna Stanclik M. A., Thorn  
**Bekenntnisse zum Reich und zu Deutschland:  
Imperiale Stadtarchitektur und die Besetzung  
des öffentlichen Raums in Westpreußen**

10:15 Uhr Prof. Dr. Bettina Schlüter, Bonn  
**Farben – Töne – Wörter – Bilder: Die Landessymbole  
der autonomen preußischen Provinz Westpreußen**

11:30 Uhr **Abschlussdiskussion**, Leitung: Prof. Dr. Erik Fischer

## ORGANISATORISCHE HINWEISE

Am 24. Juli wird unter der Adresse  
**kongress2024.westpreussische-gesellschaft.de**  
eine zweisprachige Website freigeschaltet, die dann alle wesentlichen  
Informationen über das Programm, die Teilnahmevoraussetzungen  
und die Anmeldeöglichkeiten bieten wird. – **Alle Interessentinnen**

**und Interessenten werden gebeten, sich die Termine vorzumerken  
und die Adresse der Kongress-Homepage greifbar zu halten.**

*Rechtliche Anmerkung: Eine Förderung dieser Veranstaltung ist beim BMI  
beantragt worden. Eine definitive Zusage liegt aber noch nicht vor. Deshalb  
sind alle hier gegebenen Hinweise noch als unverbindlich zu betrachten.*

# AUF EIN WORT



Von Thomas Thiel

## »Traumata als Menschheitsthema«

**K**ein Mensch kommt unbeschadet durchs Leben. Wir alle geraten in Situationen, die uns nicht nur fordern, sondern auch überfordern. Aber: Was passiert danach? Sind wir durch überfordernde Ereignisse »traumatisiert« – oder können wir sie annehmen und in unser Leben integrieren?

Meine Mutter floh mit einem Treck im Winter 1944/1945 aus Schlesien gen Westen. Sie war sechs Jahre alt. Sie erlebte Tieffliegerangriffe auf den Treck, Erfrierungen, Hunger und Angst. Bis heute kann meine Mutter nicht über alles reden, was sie gesehen und gerochen hat: »Das wollt ihr gar nicht wissen, so schlimm war es.« Doch, ich würde es gerne wissen. Aber ich verbiete mir, in sie zu dringen, denn ich weiß, die Erinnerungen würden sie so überfluten, dass es zu viel würde. Ist sie »traumatisiert«? Immerhin, sie lebt noch und bewältigt ihren Alltag.

Manche Ereignisse berühren sie besonders, erinnern sie an damals. Als 2015 viele Flüchtlinge aus Syrien nach Deutschland kamen, sagte sie: »Denen geht es wie uns, denen muss man helfen.«

Es geht mir nicht darum, persönliche Geschichten zu erzählen, aber ich glaube, dass sich an Einzelschicksalen besser aufzeigen und verstehen lässt, was es mit Traumata auf sich hat. Wie sie das Leben von Familien, Gesellschaften und Völkern prägen. Und wie sie so wahrlich zu einem »Menschheitsthema« werden.

Was sie sind, lässt sich kurz zusammenfassen: Da war ein »Zuviel«, eine Bedrohung katastrophalen Ausmaßes – und es war ein »Zuwenig« an Möglichkeiten, damit umzugehen. So viel und so wenig, dass es bei nahezu jedem Menschen Verzweiflung auslösen würde. Die Bedrohung kann individuell sein – ich werde nachts mit einer Waffe bedroht – oder kollektiv: Ein Orkan fegt über das Land, Bäume stürzen um, Dächer werden abgedeckt. Verheerender sind für die Psyche sogenannte »man-made-disasters«, also menschengemachte Bedrohungen; denn diese müssen nicht sein. »Natural disasters« können wir in der Regel besser bewältigen, denn die Macht und Gewalt der Natur erleben wir tatsächlich als etwas Natürliches. Entscheidend aber bei alledem: Wir sind nicht in der Lage, die Bedrohung einzuhegen, zu bewältigen. Wir werden ohnmächtig, hilflos, müssen zuschauen und erleiden das Desaster. Ein Soldat, der im Einsatz in Afghanistan zusehen musste, wie sein Kamerad neben ihm verblutet, weil keine Hilfe mehr rechtzeitig eintrifft, kehrt mit hoher Wahrscheinlichkeit mit einer Traumafolgestörung nach Deutschland zurück.

Wenn wir etwas – im Wortsinn – Eindrückliches erlebt haben, können wir uns immer wieder daran erinnern, besonders wenn starke Emotionen im Spiel waren. Noch nach Jahrzehnten erinnern wir uns an den ersten Kuss oder das aufgeschlagene Knie nach einem unfreiwilligen Abstieg vom Fahrrad. Wir schauen zurück, freudig oder traurig, und gehen früher oder später zur Tagesordnung über. Bei traumatischen Erfahrungen ist es anders: Die Erinnerungen überfluten uns, kommen plötzlich und mit immenser Kraft, so dass sie uns schwitzen und zittern lassen. Sie verhindern,

dass wir noch klar denken können und katapultieren uns zurück in das Ereignis. Wir sind nicht mehr im Hier und Jetzt, sondern in Afghanistan, auf der Flucht aus Syrien, in der Tiefgarage, im Auto, bei dem die Bremsen versagen. Die Augen werden glasig, das Bewusstsein rutscht weg, ein Mensch ist nicht mehr ansprechbar. Dabei wird das innere Erleben zunehmend unerträglich, denn die Bilder, Töne, Gerüche werden immer intensiver, und es scheint keinen Ausweg mehr zu geben. Die Ohnmacht wird erneut erlebt und qualvoll erlitten.

Wie viele Menschen mögen unter solchen Qualen leiden? Wer Bilder aus den Kriegen aller Zeiten und aller Länder sieht, mag ahnen, was die Menschen dort erleben. Ich kannte einen Soldaten, der beim zufälligen Blick ins Fernsehen – es wurde gerade ein Bericht über Afghanistan gezeigt – seinen Sohn packte und mit ihm hinter das Sofa floh. Wenn so etwas öfter geschieht, kann es bei dem Sohn zu einer Sekundärtraumatisierung kommen; denn nicht nur das Selbsterlebte traumatisiert, sondern auch, wenn wir die Partnerin, den Vater erleben, die belastet sind, oder wenn wir oft davon erzählt bekommen. Therapeuten und Psychiaterinnen, Seelsorger und Polizistinnen gehören hier zu den Hochrisikogruppen.

Zu einem Menschheitsthema werden Traumata aber auch und besonders deshalb, weil sie über Generationen weiterwirken. Nicht nur der erwähnte Sohn des Soldaten trägt mit an der Last des Vaters. Wir wissen heute, dass die transgenerationale Weitergabe von Traumata ganze Völker über Jahrzehnte prägt. Und oft wird dann das erlittene Leid an andere Völker weitergegeben. Wo die Spirale der Gewalt nicht durchbrochen wird, wirkt sie fort und fort. Schon die Bibel kennt dieses Verhängnis: Die Missetaten der Väter wirken fort »bis ins dritte und vierte Glied« (Exodus 34,7). Der erlittene Schmerz, die Gewalt, die Ohnmacht verlieren ihre Macht nicht von selbst. Es muss – mit Friedrich Nietzsche gedacht – darum gehen, dass das Vergangene nicht zum »Todtengräber des Gegenwärtigen« wird.

Verwundete, geschundene Seelen können Frieden finden und heilen. Nach meinen Erfahrungen spielen mehrere Aspekte eine Rolle: Die liebevolle und geduldige Begleitung von anderen, das Eröffnen von Perspektiven über das Erlebte hinaus und ein Horizont, an dem Vergebung aufleuchtet. Es braucht Täter, die um Vergebung bitten und Opfer, die Vergebung schenken. Und die allermeisten von uns werden beides sein.

Vergebung aber ist etwas, das man nicht »machen« kann; sie ist ein Geschenk, theologisch gesprochen: Gnade. **st**

**Dr. Thomas Thiel** ist Pfarrer der Evangelischen Landeskirche in Württemberg, geistlicher Begleiter, Exerzitienleiter, Heilpraktiker für Psychotherapie und Traumapädagoge. Als Militärpfarrer war er von 2011 bis 2015 am Bundeswehrkrankenhaus Ulm und von 2016 bis 2023 am Bundeswehrkrankenhaus Berlin tätig. Seit 2023 ist er Krankenhauspfarrer im Zentrum für Psychiatrie Südwürttemberg in Weissenau. 2023 erschien sein Buch *Frei-Sprechen und Wahr-Sagen. Seelsorgliche Begleitung traumatisierter Menschen im Kontext von Scham, Schuld, Macht und Gewalt* (VANDENHOECK & RUPRECHT, Göttingen).



# Eine faszinierende Reise mit der Zeitmaschine

Thorn – am 20. April 1924

TEXT: Zuzanna Foss • FOTOS: Tymon Kowalski

**Wie mag das Leben der Bürger von Thorn vor 100 Jahren ausgesehen haben? Was trug man zu dieser Zeit? Über welche Dinge wurde in den Zeitungen geschrieben? Was waren die Gesprächsthemen? Ist es möglich, die Atmosphäre von damals heute wiederherzustellen? Diese und etliche weitere Fragen wurden für viele Interessentinnen und Interessenten am 20. April in überzeugender Weise beantwortet.**

An diesem Tage wurde im Rahmen des 22. »Thorner Festivals der Wissenschaft und Kunst« (*Toruński Festiwal Nauki i Sztuki*) die frühere Klostersgasse (*ul. Franciszkańska*) in der Altstadt um 100 Jahre in die Zwischenkriegszeit zurückversetzt. Der Initiator dieser Veranstaltung war Dr. Michał Targowski, der als Dozent an der Fakultät für Geschichtswissenschaften der Nikolaus-Kopernikus-Universität lehrt. Viele Universitätsmitarbeiter, Studenten, Geschichts- und Reenactment-Begeisterte sowie städtische Museen waren an der Verwirklichung dieser Idee beteiligt. Einer der Mitorganisatoren der Veranstaltung war die »Stiftung Militärgeschichtliches Museum«, die FUNDACJA MUZEUM HISTORYCZNO-WOJSKOWE (die *WP* bereits in der Ausgabe 11/2017 ausführlich vorgestellt hat). Diese Stiftung vermochte die größte Anzahl von Teilnehmerinnen und Teilnehmern aufzubieten, die in Originalkostümen aus den 1920er und 1930er Jahren gekleidet waren.

Solch ein historisches »Reenactment« – eine möglichst wirklichkeitsgetreue Nachstellung einer geschichtlichen Szenerie oder eines besonderen Ereignisses – ist keineswegs leicht zu konzipieren. Das Wichtigste und zugleich Schwierigste ist es, Authentizität zu vermitteln – angemessen wie auch glaubwürdig zu sein und nicht zu übertreiben. Es ist leicht, Filme oder Bücher zu finden, die im Stil dieser Zeit gehalten sind, aber die historisch plausible Realität zu entdecken und darzustellen, ist eine große Herausforderung. Dazu muss man viele Stunden damit verbringen, Plakate, Werbung, Filme und Fotos aus dieser Zeit zu sichten. Dies ist keine Aufgabe für jedermann – es kommt auf die Details an, und um diese zu entdecken, muss man sehr engagiert und geduldig sein, denn manches Mal sind Informationen erst noch an mehreren unterschiedlichen Stellen zu überprüfen. Beim Einarbeiten in die Geschichte ist es grundsätzlich wichtig, eine möglichst breite Perspektive der Ereignisse einzunehmen, um auch gesellschaftliche Prozesse nachvollziehen und verstehen zu können. Wer sich für historisches Reenactment interessiert, muss sich mit ganzem Herzen in die jeweilige Zeit hineinversetzen. Bei der Rekonstruktion der Zwischenkriegszeit in Thorn war das nicht anders.





Nach den Entbehrungen des Ersten Weltkrieges sowie des Polnisch-Sowjetischen Krieges fühlten sich die Menschen befreit – sie wollten die Dynamik der Stadt spüren, das Leben genießen. Viele Schwarz-Weiß-Fotos von Thorn aus dieser Zeit zeigen die lächelnden Gesichter von Schülerinnen des Gymnasiums, stolz schreitende alte Damen, junge Soldaten, spielende Kinder, die Menschenmenge auf dem Marktplatz und flanierende Einwohner. All dies wurde am 20. April dieses Jahres zu zeigen versucht. Man könnte sagen, es war ein Versuch, diese Fotos zu kolorieren und in Bewegung zu setzen. Dabei übernahmen einige Akteure typische Rollen des Alltagslebens; so gab es einen Schuhputzer, eine Blumenhändlerin, einen Schneider, einen Fahrradverkäufer oder einen Zeitungsjungens. Zudem stellte sich die Frage, worüber damals in der Presse geschrieben wurde? Vor 100 Jahren, am 19. April 1924, berichtete die Zeitung *Słowo Pomorskie* z. B. über die Auflösung der französischen Abgeordnetenkammer oder den Gewinn aus der Verpachtung des Białowieża-Urwaldes, aber auch darüber, dass das vor allem bei Künstlern beliebte Café *Pomorzanika* auch am ersten Ostertag geöffnet sein würde. Was für ein differenzierter Blick auf die Vielschichtigkeit jener Jahre!

Aber was wäre solch eine Veranstaltung ohne die Musik dieser Zeit? In der Franciszkańska-Straße spielte eine Hinterhof-Kapelle, das Ensemble *Ferajna Bydgoska*, schlichte und fröhliche Lieder für die Passanten. An der Straße, in der die Performance stattgefunden hat, befindet sich zudem das einzigartige Café *Torunianka*, dessen Einrichtung an die

1920er und 1930er Jahre erinnert. Dort hatten die Bürger von Thorn die Möglichkeit, die berühmtesten Lieder dieser Zeit aus einem alten Grammophon zu hören. Alle Tische waren besetzt, laute Gespräche und Gelächter drangen nach draußen. – Die Organisatoren hatten für die heutigen Einwohner der Stadt wie auch die anwesenden Touristen überdies eine Reihe von weiteren Attraktionen vorbereitet. Jeder konnte sich im Schreiben mit einem alten Füller oder auf einer Original-Schreibmaschine aus jener Zeit versuchen. Ein Oldtimer – ein Armstrong Siddeley mit Sechszylindermotor aus dem Jahr 1927 – vervollständigte die Szene. Mehrere Personen hatten an diesem Tag die Gelegenheit, mit ihm zu fahren – eine Erfahrung, die ihnen gewiss lebenslang in Erinnerung bleiben wird!

Auch wenn das Wetter leider nicht mitspielte und die dreistündige Veranstaltung bei Regen stattfinden musste – dieser eine doppelgesichtige Tag, der die Jahre 1924 und 2024 miteinander verschränkte, bot den Besuchern ein außergewöhnliches Erlebnis. Hier fanden sie eine Gelegenheit, sich aus eigener Anschauung mit einer so bunten historischen Periode wie der Zwischenkriegszeit zu beschäftigen. Während die Menschen heutzutage auf die Zukunft zueilen, eröffnete sich ihnen nun die Chance, für einen Moment innezuhalten und gleichsam in die Vergangenheit zu reisen. Ja, dies ist nicht mehr das Privileg der Historiker! »Zeitreisen« sind dank der Aktionen der »geliebten Geschichte«, der »Living History«, für jeden möglich geworden, sobald nur kundige Geschichtsenthusiasten zusammenkommen und sich dafür einsetzen. [st](#)



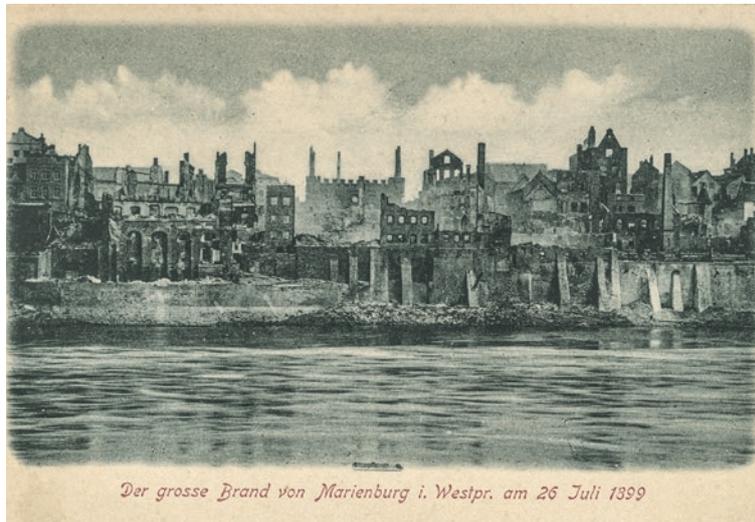
# Eine Botschaft von Conrad Steinbrecht

## Zeitkapsel im Marienburger Alten Rathaus entdeckt

Selbst die verheerende Zerstörung der Marienburger Altstadt im Jahre 1945 vermochte die Erinnerung an den großen Brand nicht gänzlich zu überschreiben, der am 26. Juli 1899 schwerwiegende Schäden angerichtet hatte. An diesem Tag war in der Fleischerei Brünlinger, die sich in den Hohen Lauben befand, ein Feuer ausgebrochen, das bald etwa 50 weitere Gebäude erfasste und weitgehend vernichtete. Das Inferno machte nahezu 200 Menschen obdachlos, und der Schaden wurde auf die erkleckliche Summe von ungefähr zwei Millionen Mark beziffert. Die Nachricht von dieser Katastrophe und dem Verlust an historischer Bausubstanz verbreitete sich im ganzen Reich, und auch der Kaiser reagierte auf dieses nationale Unglück und spendete aus seiner Schatulle für jeden Giebel der zerstörten Häuser jeweils 1.000 Mark.

Bei dem Großbrand griff das Feuer auch auf den Dachstuhl des Rathauses über, so dass das Gebälk und der Dachreiter weitgehend vernichtet wurden. Daraufhin übernahm Conrad Steinbrecht, der »Retter der Marienburg«, die Aufgabe, das Dach und den Dachreiter neuerlich zu errichten und schloss die Maßnahme im April 1901 erfolgreich ab.

Dieser Vorgang ist jüngst wieder in Erinnerung gerufen worden und sogar ins Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt: Die aktuellen Instandsetzungs- und Renovierungsarbeiten am Rathaus in der Altstadt werden im Rahmen der ersten Bauphase auf dem Dach, im Dachgeschoss und an einem Teil der Fassade ausgeführt. Dabei ist in der Turmkugel unterhalb der Wetterfahne eine Zeitkapsel entdeckt worden, die



QUELLE: SAMMLUNG MAREK DZIEDZIC

### Zeitgenössische Bildpostkarte

am 13. Mai im Stadtmuseum feierlich geöffnet wurde. In der Hülse wurde ein handgeschriebenes Dokument gefunden und von Paweł Pronobis, der in der konservatorischen Werkstatt des Schlossmuseums tätig ist, behutsam aus dem Behältnis herausgenommen: Es stammt aus jenem Jahr 1901 und betrifft eben den Wiederaufbau des Rathausdaches.

Das vom damaligen Bauschreiber kalligraphisch angefertigte Schriftstück geht auf den Brand des Gebäudes von 1899 ein, weist darauf hin, dass dabei auch zwei spätmittelalterliche Glocken zerstört wurden, und hält dann detaillierter fest, welche Personen die Verantwortung für die Planung und Realisierung des Wiederaufbaus getragen haben. Zudem lässt der Bericht beispielsweise deutlich werden, dass der Kaiser auch dieses Projekt äußerst großzügig gefördert hat und dass der Turmaufsatz der Wetterfahne von 1686 mit der Helmstange und dem Kreuz das Inferno relativ unbeschadet überstanden hatte.

Dieses von Conrad Steinbrecht, Bernhard Schmid, dem Maurermeister Carl Klein und dem Bauschreiber unterzeichnete Dokument verdient nicht nur als zeitübergreifende, 123 Jahre alte Botschaft das Interesse der Nachwelt, sondern erweist sich als ein derart bedeutendes stadt- und baugeschichtliches Zeugnis, dass es

hier mit der freundlichen Genehmigung des Marienburger Stadtmuseums vollständig wiedergegeben werden soll. Dazu kann das Faksimile des Originals zwar nicht in einer hinlänglichen Größe reproduziert werden, wohl aber lässt sich ein Nachdruck anfertigen, der zumindest einen Eindruck von der Disposition des Textes vermittelt.

### Das während der Restaurierungsarbeiten eingerüstete und verhüllte Alte Rathaus



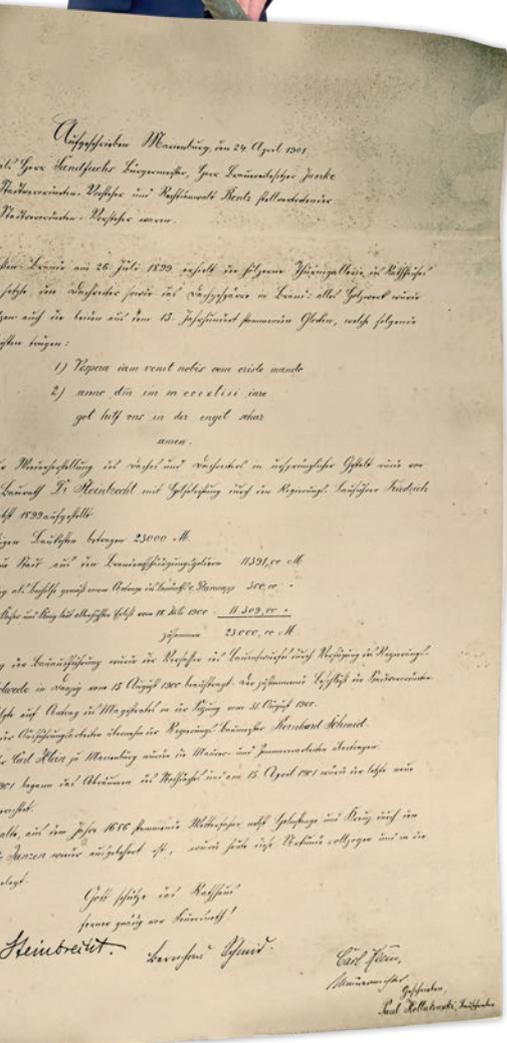
FOTO: TOMASZ SUŁKOWSKI





**Bürgermeister Marek Charzewski mit der Zeitkapsel vor der feierlichen Eröffnung**

FOTO: TOMASZ SUŁKOWSKI



Aufgeschrieben Marienburg, den 24. April 1901  
als Herr Sandfuchs Bürgermeister, Herr Brauereibesitzer Janke  
Stadtverordneten-Vorsteher und Rechtsanwalt Bentz stellvertretender  
Stadtverordneten-Vorsteher waren.

Bei dem großen Brande am 26. Juli 1899 erhielt die hölzerne Thurm-gallerie des Rathhauses  
Flugfeuer und setzte den Dachreiter sowie das Dachgespärre in Brand: alles Holzwerk wurde  
zerstört, es schmolzen auch die beiden aus dem 15. Jahrhundert stammenden Glocken, welche folgende  
Minuskel-Inschriften trugen:

- 1) Vespera iam venit nobis cum criste maneto
- 2) Anno dñi im m cccliii iare  
got hilf uns in der engil schar  
amen.

Der Entwurf zur Wiederherstellung des Daches und Dachreiters in ursprünglicher Gestalt wurde von  
dem Geheimen Baurath Dr. Steinbrecht mit Hilfeleistung durch den Regierungs-Bauführer Friedrich  
Ebel im Herbst 1899 aufgestellt.

Die anschlagsmäßigen Baukosten betragen 23000 M.

Hierzu zahlt die Stadt aus den Brandentschädigungsgeldern	11391,00 M
Der Kreis Marienburg als Beihilfe gemäß einem Antrage des Landraths v. Glasenapp	300,00 "
endlich Se. Majestät der Kaiser und König laut allerhöchsten Erlaß vom 18. Juli 1900	11309,00 "
zusammen	23000,00 M.

Mit der Leitung der Bauausführung wurde der Verfasser des Bauentwurfes durch Verfügung des Regierungs-  
Präsidenten von Holwede in Danzig vom 15. August 1900 beauftragt. Der zustimmende Beschluß der Stadt-  
verordneten-Versammlung erfolgte auf Antrag des Magistrates in der Sitzung vom 31. August 1900.

Die Ueberwachung der Ausführungsarbeiten übernahm der Regierungs-Baumeister Bernhard Schmid.  
Dem Maurermeister Carl Klein zu Marienburg wurden die Maurer- und Zimmererarbeiten übertragen.  
Am 18. März 1901 begann das Abräumen des Nothdaches und am 15. April 1901 wurde der letzte neue  
Thurmsparren gerichtet.

Nachdem die alte, aus dem Jahre 1686 stammende Wetterfahne nebst Helmstange und Kreuz durch den  
Schlossermeister Otto Janzen wieder ausgebessert ist, wurde heute diese Urkunde vollzogen und in die  
Kugel hineingelegt.

Gott schütze das Rathhaus  
ferner gnädig vor Feuersnoth!

Conrad Steinbrecht.

Bernhard Schmid.

Carl Klein,  
Maurermeister

Geschrieben,  
Paul Kollakowski, Bauschreiber

Nach der konservatorischen Behandlung und Sicherung des Dokuments ist das Schriftstück als ein weiteres bedeutsames Exponat in den Bestand des Marienburger Stadtmuseums aufgenommen worden.

Die WP-Redaktion



FOTO: MUZEUM MIASTA MALBORKA

Die Kapsel wird am 13. Mai von Tomasz Drózda, einem Mitarbeiter des Marienburger Stadtmuseums, geöffnet.



FOTO: MUZEUM MIASTA MALBORKA

Die Turmkugel sowie die Wetterfahne von 1686 mit der Helmstange und dem Kreuz

# Notizen aus ...

## ... der Dreistadt

### NACH 79 JAHREN ENTDECKT

Eine Taucherguppe aus Gdingen hat auf dem Grund der Danziger Bucht in einer Tiefe von 92 m das Wrack der GERRIT FRITZEN entdeckt.



FOTO: STACHURAPHOTO.COM VIA DIVERS24.PL

Dieses Schiff war eines der letzten, die 1945 an der Operation »Hannibal« – der großangelegten Evakuierung von Militärangehörigen und Zivilisten aus Ostpreußen – beteiligt waren, die durch Verbände der Roten Armee versenkt wurden und deren Position auf dem Meeresboden bislang noch nicht identifiziert werden konnte. Man wusste nur, dass das Schiff am 12. März 1945 von Pillau aus in Richtung Lübeck ausgelaufen war und von sowjetischen Fliegern wohl vor Rixhöft versenkt wurde. Auch über das Schicksal der Passagiere gibt es in Archiven keine Dokumente, aber vermutlich konnten sich doch einige in den Rettungsbooten in Sicherheit bringen.

Auf der GERRIT FRITZEN, die von abgerissenen Fischernetzen eingehüllt wird, haben sich bis jetzt noch Gegenstände wie die Bordausrüstung oder auch Militärfahrzeuge gut erhalten. Das Schiff wurde 1922 in England gebaut und fuhr zunächst unter dänischer Flagge, bis es 1940 von der deutschen Wehrmacht beschlagnahmt wurde.

### NEUE REKORDFAHRT



FOTO: BARTOSZ DUDZIŃSKI VIA ZAWSZEPOMORZE.PL

Innerhalb von 20 Tagen hat der Danziger Bartosz Dudziński auf verschiedenen Wasserwegen quer durch ganz Polen mit einem Paddelboot die Strecke von Przemyśl an der ukrainischen Grenze bis nach Swinemünde an der Ostsee bewältigt. Nach den GPS-Aufzeichnungen hat der Kanute 1.154,7 km zurückgelegt; durchschnittlich schaffte er täglich 57,7 km, die kürzeste Distanz betrug 27,5 km, die längste 84,07 km. Der Sportler verbrachte in seinem Boot insgesamt 220 Stunden, trank während der Fahrt 100 l Wasser und nahm 4 kg ab.

Peter Neumann

## ... Marienburg

### NEUBAU DER MARIENBURG EN MINIATURE

Über lange Zeit befand sich in Sichtweite der Marienburg ein bei Einwohnern und Besuchern der Stadt sehr beliebtes Modell des Bauwerks. 2019 wurde es allerdings demontiert, weil es Witterungseinflüssen und vermehrten Vandalismus-Attacken nicht mehr trotzen konnte.

Zudem wurde in diesem Jahr der reizvolle vergleichende Blick, der bis dahin zwischen der miniaturisierten und der originalen Burganlage hin und her zu schweifen vermochte, durch den Neubau eines Parkhauses dauerhaft versperrt. Die Touristenattraktion ist nun aber wieder zurückgekehrt: An einem neuen Ort, im Stadtzen-



Das gerade enthüllte neue Modell

trum an der Józefa Piłsudskiego (vorm. Große Geistlichkeit), wurde am 20. März feierlich ein neues Modell enthüllt. Es ist erheblich größer, denn der Maßstab ist von ehemals 1 : 70 auf nunmehr 1 : 30 angewachsen. Erst recht wirkt dieses Modell kompakter und widerstandsfähiger, und tatsächlich sind die Gebäude massiv aus Stein, Stahl oder Holz gefertigt worden. Diese Konzeption erklärt auch, warum die Bauzeit immerhin fünf Jahre betragen hat. Trotz dieser erhöhten Stabilität wird die Miniatur zudem von einem Schutzzaun umgeben und zusätzlich permanent videoüberwacht.

Das kleine Bauwerk, das vom Marienburger Bildhauer Piotr Banasik geschaffen wurde, gibt – wie Janusz Trupinda, der Direktor des Schlossmuseums, erläuterte – den Bauzustand der Festung wieder, wie sie zwischen 1882 und 1942, während der preußischen und deutschen Zeit,



Die Nogat-Seite mit dem Hochmeister-Palast



Die Ostseite mit der Marienkirche und der Madonnenfigur

FOTOS: TOMASZ SUŁKOWSKI

restauriert worden war. Das Walmdach auf dem Turm des Hochschlosses, das zu einem mittelalterlichen Idealbild gehört und, abweichend vom heutigen Zustand, bei der früheren Miniatur berücksichtigt worden war, soll allerdings in nächster Zeit auch hier noch ergänzt werden.

Finanziert wurde das gesamte Projekt von insgesamt 36 Marienburger Unternehmen, denen der Vorsitzende des Wirtschaftsrates, Bürgermeister Marek Charzewski, bei der Eröffnungsfeier herzlich dankte. Die Sponsoren erhielten eine Urkunde sowie eine Gedenkmünze und werden zudem namentlich auf einer Tafel genannt.

Marek Dziedzic



FOTO: ANDRZEJ GILEWSKI

Die frühere Burg im Maßstab 1 : 70

# Eine halbherzige Rehabilitation

## *Die Minderheitensprache Deutsch in Polen seit der politischen Wende*

Von Bernard Gaida

**W**ährend des Kriegsendes sind viele Deutsche geflüchtet, und in den folgenden Jahren wurden die meisten Deutschen aus Mittel- und Osteuropa vertrieben, deportiert oder ausgewiesen. Viele wurden noch in den Folgejahren ausgesiedelt oder verließen freiwillig ihre Heimat, um nach Deutschland auszureisen.

Die meisten von denen, die in Polen blieben, leben in den ehemals deutschen Gebieten: in Schlesien, Ostpreußen und (einschließlich des Landes an der unteren Weichsel) in Pommern. Ebenso wie andere Gesellschaftsgruppen waren sie der Verfolgung durch den kommunistischen Sicherheitsapparat ausgesetzt. In ihrem Fall aber kam noch eine Diskriminierung aufgrund der deutschen Sprache und Kultur hinzu. In Oberschlesien galt bis 1989 ein Unterrichtsverbot für Deutsch, und in anderen von der deutschen Minderheit bewohnten Gebieten durfte man, mit kleinen Ausnahmen, Deutsch erst nach der Grundschule und nur als Fremdsprache lernen. Diese Verbote bzw. massiven Einschränkungen der Muttersprache im öffentlichen und privaten Raum diente der politisch gewollten Zwangsassimilierung der heimatverbliebenen Deutschen.

Unter solchen Bedingungen lebten zwei Generationen der deutschen Minderheit im sozialistischen Polen. So prägten die Verbote über lange Jahrzehnte hinweg den Alltag der deutschen Gemeinschaft. Durch die Verdrängung der deutschen Sprache konnte sie nur rudimentär gepflegt und praktiziert werden; und bis heute sind die Folgen dieser Beschränkungen spürbar: In vielen Familien der deutschen Minderheit wird kaum noch Deutsch gesprochen. Dazu trug in Oberschlesien bei, dass für viele Deutsche der sprachliche Übergang vom Deutschen zum Schlesischen (auch »Wasserpölnisch« genannt) leichter und einfacher zu vollziehen war als derjenige zum Polnischen.

### Eine neue Minderheitenpolitik

Mit der 1989 einsetzenden politischen Wende kam es auch zu einem Wechsel in der polnischen Minderheitenpolitik: Die deutsche Minderheit in Polen wurde erstma-

lig im deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrag (1991) offiziell anerkannt, und in Bezug auf die wichtigsten internationalen Regelwerke zum Schutz von Minderheiten(-sprachen) – und mithin auf das Recht, die eigene Sprache, Kultur und Identität pflegen zu dürfen – erhielt sie nun verbindliche Zusagen. Dazu gehörten die Verwendung der deutschen Sprache in der Öffentlichkeit, die Entwicklung eines eigenständigen Vereinslebens, der Zugang zu öffentlich-rechtlichen Medien, die Nutzung öffentlicher Mittel sowie die Ausübung von Bildungstätigkeiten.

Die erste rechtliche Grundlage für die Einführung der deutschen Sprache als Minderheitensprache in Polen bildete die Verordnung des polnischen Bildungsministers vom 24. März 1992. Sie ermöglichte allen Minderheiten folgende Formen des muttersprachlichen Unterrichts: zum einen in der Minderheitensprache, zum anderen in zwei Sprachen oder zum dritten in der Minderheitensprache als Zusatzfach. Über die damalige Lage des Bildungswesens der deutschen Minderheit stellte Matthias Kneip fest:

*Für das deutsche Minderheitsschulwesen in Oberschlesien kam zum Zeitpunkt der Verordnung aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse der Schüler weder die Errichtung von Schulen mit Deutsch als Unterrichtssprache noch von bilingualen Schulen in Frage. [...] Die dritte Variante [...], also Deutsch als zusätzlichen muttersprachlichen Unterricht einzuführen, wurde dagegen sofort in die Praxis umgesetzt.<sup>1</sup>*

Ergänzend sollte erwähnt werden, dass das größte Hindernis zum Aufbau des schulischen Minderheitenunterrichts der Mangel an Deutschlehrkräften war und man zunächst sogar versuchte, diesen Bedarf mit umgeschulten Russischlehrkräften zu decken. Die Einführung von drei zusätzlichen Unterrichtsstunden in deutscher Sprache, die die Äußerung eines entsprechenden Elternwunsches voraussetzte, entwickelte sich rasch.

<sup>1</sup> Matthias Kneip: Die deutsche Sprache in Oberschlesien. Untersuchungen zur politischen Rolle der deutschen Sprache als Minderheitensprache 1921–1998. Hrsg. v. d. Forschungsstelle Ost-Mitteleuropa an der Universität Dortmund, Dortmund 1999.

Die juristische Grundlage für den Unterricht in den Minderheitensprachen wurde mit dem Minderheitengesetz des Jahres 2005 weiter gefestigt; und mit der Ratifizierung der »Europäischen Charta der Regional- oder Minderheitensprachen« von 2009 verpflichtete sich Polen, den Minderheitenunterricht in den von den anerkannten Minderheiten bewohnten Gebieten zu ermöglichen und durch Schulen mit den Minderheitensprachen als Unterrichtssprache zu fördern.

Bis zu dem Zeitpunkt, an dem die Ergebnisse des ersten Monitorings zur Umsetzung der Charta veröffentlicht wurden, herrschte in Polen die Überzeugung vor, dass die polnische Minderheitenpolitik musterhaft sei. Der Sachverständigenausschuss der Europäischen Charta der Regional- oder Minderheitensprachen sah in seinem Prüfbericht jedoch »die Verpflichtungen der Regierung, im Kindergarten, in der Grundschule und in der Sekundarstufe Deutsch zu unterrichten« als »nicht erfüllt« an; denn das Modell, Deutsch nur als Zusatzunterricht zu erteilen, erfülle grundsätzlich nicht die Bedingungen, die für einen Unterricht in der Minderheitensprache gelten würden. Dieser Verpflichtung würde auch nicht genügen, dass es ohne konkrete Angebote lediglich prinzipiell möglich sei, solche Schulen zu gründen.

Nach jedem Besuch des Sachverständigenausschusses, der im Rahmen der bisherigen Monitoring-Verfahren stattfand, formulierte der Europarat die Empfehlungen des Ministerkomitees. Dort fanden sich immer wieder sowohl die Kritik daran, dass Schulen mit Deutsch als Unterrichtssprache fehlten, als auch die Ermunterung des polnischen Staates, Maßnahmen zu ergreifen, die zur Gründung eines entsprechenden Schulwesens für die deutsche Volksgruppe führten. Weitere Probleme innerhalb des Bildungswesens, die bis heute einer Lösung harren, seien hier ebenfalls kurz erwähnt: Die Lehrerbildung für die Fächer Deutsch sowie Deutsch als Fremdsprache (DaF) ist wenig befriedigend; das System, nach dem sich Eltern durch Anträge um die Einrichtung von Minderheitenunterricht bemühen müssen, erweist sich regelmäßig als äußerst kompliziert; und die Chancen, öffentliche Schulen als Minderheitenschulen zu führen, sind von stark einengenden juristischen Bestimmungen und Anforderungen umstellt.

### **Eine bedrohliche Zwischeneiszeit**

Mit dem Jahr 2015 verschlechterte sich in Polen die Lage für die deutsche Minderheit weiter. Die (bis 2023 regierende) Koalition mit der Partei PRAWO I SPRAWIEDLIWOŚĆ (PiS) an der Spitze nahm während ihrer Amtszeit eine Neuinterpretation eines der Bildungsgesetze vor, durch die in den Grundschulen der parallele Besuch von Deutsch als Minderheiten- und als Fremdsprache verboten wurde. Somit wurde in den Klassen 7 und 8 die Anzahl der sich bis dahin addierenden wöchentlichen Unterrichtsstunden in Deutsch von fünf – zwei Stunden DaF und drei Stunden Deutsch als Muttersprache (DaM) – auf meistens nur noch zwei Wochenstunden DaF reduziert.

Der nächste Schlag war noch drastischer: Mit dem endgültigen Beschluss vom 27. Januar 2022 über den Staatshaushalt für 2022 kürzte der Sejm die Mittel für den Minderheiten-Sprachunterricht um 40 Mio. Złoty bzw. ca. zehn Mio. Euro. Der polnische Bildungsminister Czarnek erließ zur Umsetzung dieses Beschlusses am 4. Februar 2022 eine Verordnung, durch die die Anzahl der Unterrichtsstunden in Deutsch als Minderheitensprache von drei auf eine einzige Stunde wöchentlich reduziert wurde. Für Kinder aller anderen nationalen Minderheiten in Polen galt diese Reduzierung wohlgehemmt nicht. Von dieser Verordnung, die am 1. September 2022 in Kraft trat, sind bis heute ca. 50.000 Kinder betroffen. Trotz Protesten, trotz einstimmiger Gutachten von Juristen und trotz Klagen: Gnadenlos wurde diese Verordnung umgesetzt; und bis zum kommenden September finanziert der polnische Staat weiterhin nur eine Stunde Deutschunterricht in der Woche; denn diese Verordnung wurde erst im Februar 2024 von der inzwischen amtierenden neuen Regierung durch eine alternative, erst im Herbst greifende Regelung ersetzt. Bis dahin gab und gibt es nur die Möglichkeit, dass einige Gemeinden ein oder zwei zusätzliche Unterrichtsstunden aus eigenen Mitteln finanzieren.

Diese Diskriminierung der deutschen Schüler wurde unter dem Vorwand eingeführt, dass mit diesen Mitteln in Deutschland der Polnischunterricht für polnische Kinder organisiert werden müsse, die in den deutschen Schulen keinen Zugang zum muttersprachlichen Unterricht hätten. Diese höchst fragwürdige Argumentation soll hier nicht ausführlicher diskutiert werden, wohl aber ist festzuhalten, dass die polnischen Verbände in Deutschland diese ihnen angeblich zustehenden Mittel nie erhalten haben.

Die dezidierte Schlechterstellung der deutschen Minderheit ist eine der Konsequenzen aus der insgesamt antideutschen Politik der PiS-Regierung gewesen, denn sie bildete nur einen Teil vieler politischer Angriffe, die in der polnischen Innenpolitik verwendet wurden, um durch das Schüren von Ressentiments in einer langfristigen Perspektive mehr Wählerstimmen zu erhalten. Angesichts dieser ideologischen Grundhaltung ist es hoch erfreulich, dass die antideutsche – und gleichzeitig euroskeptische – Politik im letzten Oktober dank der Koalition von drei oppositionellen Parteien mit der »Bürgerplattform«, der PLATFORMA OBYWATELSKA (PO), an der Spitze abgewählt wurde; es sollte aber nicht vergessen werden, dass die PiS als einzelne Partei bei dieser Wahl immer noch die meisten Stimmen bekommen hat.

Die neue Regierung verabschiedete zwar, wie bereits erwähnt, eine neue Verordnung, durch die die Diskriminierung der deutschen Minderheit in Bezug auf den Unterricht in ihrer Muttersprache ab dem 1. September 2024 beseitigt wird. Alle anderen Schwächen des Schulwesens und der Minderheitenpolitik im Allgemeinen bleiben zunächst aber unverändert bestehen. Dabei trägt die Hoffnung, die die deutsche Volksgruppe auf die EU und ihre Institutionen gesetzt hat, bedauerlicherweise

auch nicht weit, denn auch in Brüssel wird viel zu wenig für eine europäische Minderheitenpolitik getan. So wurde die offensichtliche Benachteiligung, die Kinder deutscher Herkunft an polnischen Schulen widerfahren ist, nur vom Europarat kritisiert. Die Europäische Kommission hingegen hat sich trotz etlicher Beschwerden geweigert, in irgendeiner Weise zu intervenieren. Diese distanzierte Haltung deckt sich mit der enttäuschenden Tatsache, dass die Kommission es schon seit mehreren Jahren ablehnt, einer von 1,2 Mio. Europäern unterzeichneten Bürgerinitiative, der *Minority SafePack Initiative* (MSPI), stattzugeben und einen wichtigen Teil der Minderheitenrechte in das EU-Recht aufzunehmen.

## Bemühungen auf europäischer Ebene

Nach wie vor liegt die ganze Minderheitenpolitik im Ermessen der einzelnen Mitgliedstaaten. Die Situation und die rechtliche Stellung der nationalen Minderheiten in der EU sind deshalb von Fall zu Fall höchst unterschiedlich. Deswegen hat die *Federal Union of European Nationalities* (FUEN), die Föderalistische Union Europäischer Nationalitäten, in der auch deutsche Minderheiten aus 21 Ländern tätig sind, ein Manifest zu den EU-Wahlen 2024 veröffentlicht, in dem bemängelt wird, dass »dem Schutz nationaler und sprachlicher Minderheiten in den Institutionen der Europäischen Union, insbesondere in der Europäischen Kommission, keine größere Aufmerksamkeit geschenkt wird«. Deshalb fordern die Vertreter der FUEN:

*die Verabschiedung von Normen zum Schutz von Minderheiten innerhalb der EU, um die tatsächliche Gleichstellung von Minderheiten zu gewährleisten. [...] Wir wollen eine europäische Strategie zum Schutz und zur Förderung nationaler und sprachlicher Minderheiten, die sicherstellt, dass alle Mitgliedstaaten Maßnahmen zur Verbesserung der Minderheitenrechte ergreifen. Wir fordern die EU auf, einen systematischen Ansatz zur Erhaltung und zum Schutz nationaler und sprachlicher Minderheiten im Rahmen ihres Rechtsstaatlichkeitsmechanismus zu wählen. [...] Wir fordern die Einsetzung einer beratenden Gruppe für die Europäische Kommission, die sich mit traditionellen nationalen und sprachlichen Minderheiten befasst. Dieses beratende Gremium unabhängiger Experten für Minderheitenrechte sollte die Kommission bei der Politikgestaltung in allen relevanten Bereichen unterstützen. Wir fordern, dass die künftige Kommission den Schutz und die Förderung der Rechte nationaler und sprachlicher Minderheiten in das Ressort eines ihrer Kommissionsmitglieder aufnimmt. Wir setzen uns für ein Europäisches Forum nationaler und sprachlicher Minderheiten ein, das als angeschlossenes beratendes Gremium der Europäischen Union und des Europarats fungieren soll.*

Die Vertreter der FUEN sehen es aber auch als Notwendigkeit an, dass »die EU ihre institutionelle Partnerschaft im Bereich des Schutzes von Minderheitenrechten



Am 19. Januar 2024 fand in Warschau ein Treffen statt, das die Zukunft des Deutschunterrichts für die deutsche Minderheit in Polen hoffentlich maßgeblich beeinflusst. Anwesend waren Katarzyna Lubnauer (2. v. l.), die stellvertretende Bildungsministerin Polens, sowie Vertreterinnen und Vertreter der deutschen Minderheit: Rafał Bartek (Mitte), Vorsitzender des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG), Joanna Hassa (r.), Geschäftsführerin des Verbandes, Ryszard Galla (l.), ehemaliger Abgeordneter der deutschen Minderheit des polnischen Sejm, und Bernard Gaida (2. v. r.), Sprecher der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Minderheiten in der FUEN (AGDM) und Bevollmächtigter des VdG für internationale Zusammenarbeit in Polen.

mit dem Europarat, der OSZE und den Vereinten Nationen vertiefen sollte. Die grundlegenden Minderheitenschutzstandards des Europarats sollten in den EU-Besitzstand integriert werden«. Hier handelt es sich um die »Rahmenkonvention zum Schutz nationaler Minderheiten« und die zuvor schon genannte »Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen«.

In der EU sollte es nicht so sein, dass z. B. in Rumänien den deutschen und ungarischen Minderheiten Bildungseinrichtungen in ihrer Muttersprache vom Kindergarten bis zur Hochschule zur Verfügung stehen, während sich die deutsche Minderheit in Polen mit einer bis zu drei Stunden Deutschunterricht in der Woche zufrieden geben muss. Die mit erheblicher Mühe in Polen entstandenen zweisprachigen Vereinsschulen, die in der Struktur des Verbandes der Deutschen Gesellschaften verankert sind, haben in den letzten Jahren bereits ihren Wert bewiesen. Aber ohne gesetzliche Änderungen, ohne eine entsprechende Ausbildung von Lehrkräften, ohne die finanzielle Unterstützung und politische Akzeptanz von beiden Staaten – des polnischen und deutschen – werden sie sich auch nicht entwickeln und verbreiten können. Diese Basis braucht es innerhalb einer Zusammenarbeit auf Augenhöhe zwischen der deutschen Minderheit, der Regierung Deutschlands und derjenigen Polens – sowie flankierend auch das aktive Engagement seitens der Strukturen der Europäischen Union und des Europarats.

st

# Zwischen zwei Sprachen und Identitäten

## *Schulerfahrungen eines deutschen Jungen im Polen der Nachkriegszeit*

### Einschulung in Leibitsch (1949)

Nachdem sich die im Krieg voneinander getrennten Mitglieder meiner Familie wieder vereint hatten, fanden wir im Kreis Thorn eine Bleibe. Hier durften die drei Jüngsten (im Alter von sieben, zehn und elf Jahren) ab 1. September 1949 die polnische Volksschule besuchen. Diese Erlaubnis hatte Mutter erkämpft, denn sie meinte: »Was du im Kopf hast, kann dir keiner nehmen, und Schulausbildung, auch wenn nur in Polnisch, ist doch für die Kinder das Wichtigste.« Und wie recht sie damit hatte, haben wir später selbst erfahren.

Das erste Jahr meiner Schulzeit erlebte ich in Leibitsch (Lubicz), ca. vier Kilometer von dem Dorf Seyde (Jedwabno) entfernt. Natürlich fuhr kein Bus dorthin. Wir mussten diese Strecke jeden Tag zu Fuß hin- und zurückgehen. Im Sommer war es nicht schlimm, aber im Winter, ohne richtige Schuhe und Kleidung, doch sehr beschwerlich, und wir waren oft erkältet. In der Schule kam ich von Anfang an gut mit.

Mein Polnisch war mittlerweile aber so gut wie das der anderen Mitschüler geworden. Meine Vornamen wurden polonisiert: aus Friedrich Johannes wurde Fryderyk Jan. Mein Rufname war »Janek«. Aber natürlich wurde bekannt, dass wir Deutsche waren. In der Schule und während der Pausen ließ man uns in Ruhe, aber vor den Heimwegen hatten wir Angst. Wir wurden von polnischen Kindern als »Szwaby« und »Hitlerowcy« beschimpft, mit Steinen beworfen, bespuckt und gestoßen. Wenn wir schon von weitem sahen, dass uns größere Kinder entgegenkamen, haben wir uns in Straßengraben oder hinter Bäumen versteckt, damit wir den Schikanen aus dem Weg gehen konnten. Die ersten Wochen der Schulzeit waren für uns also wieder mit Ängsten verbunden. Später hat sich das gelegt, aber ich blieb noch lange ein verängstigtes Kind.

Mein ganzes Bestreben war es nun, nicht als Deutscher aufzufallen und so zu sein wie die polnischen Kinder; denn ich hörte ja ständig, dass die Deutschen Mörder und Verbrecher seien, ja Bestien, denn normale Menschen seien zu solchen Untaten nicht fähig. Erst fünf Jahre nach dem Krieg war der Hass gegen alles Deutsche noch sehr groß und sicherlich auch verständlich. Gerade die Deutschen aus dem Osten mussten stellvertretend für die deutsche Schuld an dem schrecklichen Krieg und dessen Auswirkungen büßen.

Besonders Großvater bemerkte, dass ich mich auch innerlich immer mehr vom Deutschtum entfernte. Er sagte, ich sei doch ein

Friedrich Johannes Jabs hat im Jahre 2008 einen umfangreichen Beitrag im *Westpreußen-Jahrbuch* veröffentlicht (Jg. 58, S. 169–183), in dem er die Geschichte seiner Familie und deren Schicksal während der Nachkriegszeit geschildert hat (»Als deutsches Kind und Jugendlicher in Polen. Wie habe ich als Deutscher die Zeit nach 1945 erlebt? – Meine Kindheit und Schulzeit«). Im Blick auf die Erfahrungen, sich plötzlich im Spannungsfeld zwischen der eigenen, offiziell verbotenen Muttersprache und der unvertrauten Mehrheitssprache Polnisch zu befinden, hat der Autor auf unsere Bitte hin seine Erinnerungen dankenswerterweise noch einmal konzentriert unter diesem speziellen Aspekt zusammengefasst. *Die WP-Redaktion*



*Blick in eine frühere polnische Dorfschule: Das Gebäude aus den 1850er Jahren stand ursprünglich in Wenzkau (Więckowy), Kr. Pr. Stargard; die Einrichtung stammt aus der Zwischenkriegszeit. (Kaschubischer Ethnographischer Park in Wdzydze Kiszewskie)*

deutscher Junge, und nicht alle Deutschen seien schlecht und Verbrecher. Aber die schulische Erziehung und die Stimmung im Lande trugen schon ihre Früchte: Ich hörte nicht auf den Großvater und die Eltern. Es kam schließlich so weit, dass Großvater mir kleine Geschenke machte und ab und zu sogar ein paar Groschen gab, damit ich mit ihm in einem von irgendwoher organisierten deutschen Kinderbuch (*Willi und Dora*) Deutsch übte. Jahre später habe ich mich dafür geschämt.

### In der Dorfschule von Nefer (1950)

Nachdem wir an einen Ort in der Nähe von Kulmsee gezogen waren, mussten meine Eltern und die zwei älteren Schwestern auf einem Gut arbeiten, wir drei Jüngeren aber durften weiterhin die polnische Schule besuchen. Ich ging nun in die 2. Klasse der kleinen Dorfschule, in der jeweils drei Jahrgänge gemeinsam untergebracht und abwechselnd von demselben Lehrer unterrichtet wurden. In diesem Dorf, das Nefer (Nawra) heißt, besuchte ich die Klassen 2 und 3 sowie das erste Halbjahr der Klasse 4. Ich begann, mich mit den Kindern anzufreunden, wurde immer seltener als Deutscher erkannt und beschimpft. Schön fand ich, dass wir Kinder in dem großen schönen Schlosspark spielen konnten.

Nach den schweren Zeiten, die wir durchgemacht hatten, kam mir das Leben doch sehr schön vor, da ich ja nichts Besseres mehr kannte, und ein junger Mensch hat ja die Fähigkeit, sich seiner Umgebung schnell anzupassen. Sicherlich muss das auch so sein, um überleben zu können. Mutter jedoch wollte sich mit dieser Situation nicht abfinden. Sie sah, dass wir auf dem besten Weg waren, polonisiert zu werden. Sie kämpfte, so klein sie war, wie eine Löwin für das Deutschtum, natürlich nur zu Hause.

### Wechsel auf die Volksschule in Tromnau (1953)

Mitte des Jahres 1953 zogen wir auf das Gut Groß Tromnau (Trumieje), Kr. Marienwerder. Die Eltern hatten gehört, dass dort noch Deutsche lebten und versuchten natürlich, Kontakte zu den Dagebliebenen zu knüpfen. Ganz besonders wichtig war dabei, dass es dort die Möglichkeit gab, evangelische Gottesdienste – natürlich nur in polnischer Sprache – zu besuchen. Wir drei Jüngsten waren ja noch nicht konfirmiert.

Ich ging in die Klassen 4, 5, 6 und 7, hatte Freunde, wurde mit ihnen von der Schule aus in den Ferien ins Zeltlager geschickt, wir machten interessante Klassenfahrten, und ich fühlte mich wohl. Die beiden jüngeren Schwestern gingen in Marienwerder auf das Lyzeum. Da es unmöglich war, mit dem Bus jeden Tag von Tromnau nach Marienwerder zu fahren, mussten sie im Internat des Lyzeums leben. Sie bekamen ein Stipendium – vorausgesetzt, dass ihre Leistungen entsprechend gut blieben.

### Gymnasiast in Marienwerder (1956)

Nachdem ich die siebenjährige polnische Volksschule mit gutem Resultat beendet hatte, durfte ich mich – mit Empfehlung des Direktors – zur Aufnahme in einem Gymnasium in Marienwerder bewerben. Ich musste dort eine schriftliche und eine mündliche Aufnahmeprüfung ablegen und durfte zwischen den Fremdsprachen Latein und – erstaunlicherweise – bereits Deutsch wählen. Russisch war selbstverständlich Pflichtfach. Natürlich wählte ich Deutsch, obwohl ich der deutschen Sprache mittlerweile kaum noch mächtig war. Deutsch in der Öffentlichkeit zu sprechen, war ja verboten. Zu Hause sprachen meine Eltern vorwiegend deutsch mit uns, wir antworteten jedoch auf Polnisch, bis nach und nach, besonders bei mir, die Muttersprache in Vergessenheit geriet.

Im Gymnasium wusste keiner meiner Mitschüler, dass ich Deutscher war. Man merkte es mir nicht mehr an, und freiwillig sprach ich nicht darüber. Ich wollte nicht anders als die anderen Mitschüler sein, und einer Verbrechernation wollte ich natürlich auch nicht angehören, denn es wurde immer noch sehr viel über die Gräueltaten der Deutschen gesprochen, und auch entsprechende Filme bekamen wir zu sehen. Dass den Deutschen von den Russen und Polen auch viel Leid angetan wurde, darüber durfte nicht geredet werden, sonst wäre man im Gefängnis gelandet.

Die ersten Wochen im Gymnasium waren ein Schock für mich. In der Volksschule war alles für mich recht einfach gewesen, die Lehrer waren nett, und ich wurde ohne Probleme in die nächste Klasse versetzt, aber das Gymnasium war eine völlig andere Welt. Die Pädagogen waren äußerst streng und den Schülern gegenüber fast feindlich eingestellt. Von Montag bis Samstag erhielten wir jeden Tag sechs Stunden Unterricht und hatten anschließend für jedes Fach Hausaufgaben zu erledigen. Diese waren so umfangreich, dass ich den ganzen Nachmittag – und manchmal auch noch abends – damit beschäftigt war. Vor wichtigen Klassenarbeiten stand ich schon um fünf Uhr auf,



FOTO: JOHANNA RYKACZEWSKA, POWIAT KWIDZYN, KWIDZYN 2003, S. 12

*Das 1937 als Minderheitenschule gegründete  
Polnische Gymnasium in Marienwerder*

um den Stoff noch einmal durchzuarbeiten. Jeder Schüler musste ein Tagebuch führen, in das täglich das jeweilige Thema der Unterrichtsstunde, Fehlstunden und Feiertage sowie Einladungen zu Elternsprechtagen u. Ä. einzutragen waren. Zu mündlichen Tests musste man vor die Klasse treten und wurde streng examiniert. Das war anfangs sehr unangenehm für mich, und ich hatte große Komplexe.

Im Tagebuch wurden auch die Noten der Tests und der Klassenarbeiten vermerkt. Jede Woche musste der Erziehungsberechtigte den Inhalt des Tagebuchs zur Kenntnis nehmen und unterschreiben. Im ersten Quartal waren meine Leistungen, besonders die mündlichen, recht mäßig. Da ich aber mithalten wollte, habe ich sehr hart für die Schule gearbeitet. Am Ende jedes Quartals wurden auf einer großen Tafel in der Aula die Fotos und die Namen der drei besten Schüler jeder Klasse vorgestellt. Im dritten Quartal gehörte ich auch zu dieser Gruppe und war über diese Auszeichnung natürlich sehr stolz. So habe ich mich nach einigen Monaten sehr gut in die Klasse integriert. Die harte Schule des polnischen Gymnasiums hat sich für mich auch langfristig ausgezahlt, denn meinen deutschen Mitschülern gegenüber war ich späterhin (in der Förderschule und Handelsschule sowie bei der Fachschulreife) in einigen Fächern im Vorteil. Besonders die Grammatik, die ich beim Unterricht in Deutsch als Fremdsprache gelernt hatte, war meine Stärke. (Selbst in späteren Berufsjahren wurde ich gefragt: Präteritum, Perfekt, Plusquamperfekt?)

Abgesehen von dem Druck habe ich auch schöne Zeiten auf dem Gymnasium erlebt. Ab und zu machten wir mit der ganzen Klasse Ausflüge in die nähere Umgebung. In den Ferien fuhren wir des Öfteren ins Zeltlager. Im Herbst wurden wir zur Kartoffelernte abkommandiert, was unter Gleichaltrigen, besonders abends beim Lagerfeuer, Spaß gemacht hat. Natürlich wurden da auch patriotische und kommunistische Lieder gesungen, aber das hat mich gar nicht gestört. Nur bei der »Rota« bin ich verstummt: Der 1908 von Maria Konopnicka (1842–1910) verfasste Text, mit dem sich die Schriftstellerin gegen die preußische Zwangsgermanisierung jener Zeit auflehnte, ist von einem abgrundtiefen Hass gegen die Deutschen erfüllt; und wenn es angestimmt wurde, bekam ich Herzklopfen und Angstgefühle, denn gerade dieses Lied hatte ich im Lager Potulitz gehört:

Es war für mich mit großen Schrecken und Schmerzen verbunden. Der Titel »Rota«, glaube ich, soll auf die *Sacra Rota* und *Rota Romana* hinweisen, den höchsten Gerichtshof der katholischen Kirche oder gar auf das Jüngste Gericht, das den Deutschen bevorsteht.

### Abschied von Polen (1958)

Als wir nach etlichen vergeblichen Versuchen 1958 die Erlaubnis zur Ausreise erhielten, wusste ich anfangs nicht, ob ich mich freuen oder traurig sein sollte. – Nachdem ich in der Schule mitgeteilt hatte, dass wir nach Westdeutschland ausreisen würden, avancierte ich nun zum gefragtesten Schüler der Klasse. Ich hatte bereits die hier so begehrten Nietenhosen an, die mir meine Mutter mitgebracht hatte. Und auf meine Armbanduhr war ich besonders stolz. Sogar die Lehrer wurden nun freundlicher und wollten Näheres von mir erfahren.

In Erinnerung geblieben ist mir ein Satz meines Mitschülers und Freundes Wacek, der meinte: In ein paar Jahren müsste ich bestimmt zur Bundeswehr, da könnte es doch passieren, dass wir uns als Feinde gegenüber stünden ... Das hat mich doch sehr nachdenklich gestimmt. Aber ich begann, mich auf das neue Leben in Deutschland zu freuen und mich darauf vorzubereiten. Dem Freund sagte ich allerdings, dass Polen immer meine zweite Heimat bleiben würde, und ich habe ihm versprochen, zu schreiben. Geschrieben haben wir uns tatsächlich über sieben Jahre, bis ich dann wirklich zur Bundeswehr kam: Dort gehörte ich dem *Frontnachrichtendienst* (FND) Ost für die Sprachen Polnisch und Russisch an und musste aus diesem Grunde jeden Kontakt zu Personen im Osten melden. Dies wurde mir mit der Zeit doch allzu lästig, so dass ich den Briefwechsel mit meinem Freund Wacek einstellte. ✠ Friedrich Johannes Jabs

---

# Eine bemerkenswerte Ausnahme von der Regel

## *Deutschsprachige Grundschulen in Polen während der Zeit von 1948 bis 1958*

Nach der Vertreibung bzw. Aussiedlung der Deutschen wurden bekanntlich alle deutschen Einflüsse in Sprache und Kultur bekämpft sowie Vor- und Nachnamen polonisiert. Die Verwendung der deutschen Sprache in der Öffentlichkeit wurde verboten, man zog deutsche Bücher ein und zerstörte deutsche Aufschriften. Diese Maßnahmen wurden zuweilen aber wohl nicht ganz strikt – und auch nicht mit durchgängig hoher Intensität – umgesetzt.

Unter solchen Bedingungen ergab sich offenbar das Phänomen, dass es in einer Reihe von pommerschen Kreisen überraschenderweise noch bis weit in die 1950er Jahre hinein deutsche Schulen gegeben hat. Der Autor des vorliegenden Beitrags kann diesen Sachverhalt aus eigener Anschauung bezeugen, denn er erhielt als junger Lehrer 1958 eine Anstellung an der Schule von Pritzsig (Przytoko), Kr. Rummelsburg, die erst in jenem Jahr als polnische Schule neu gegründet und bis dahin offiziell als deutsche Grundschule geführt worden war.

Dies erstaunlich lange Fortbestehen eines deutschen Schulwesens kann dadurch begünstigt worden sein, dass die deutsche Bevölkerung in dieser Region Fluchtbefehle erst sehr spät erhielt und deshalb etliche Einwohner nicht rechtzeitig evakuiert werden konnten. In jedem Falle muss eine größere Zahl von ihnen dann aber auch der nachfolgenden Vertreibung entgangen sein.

Ein plausibler Grund für diese Abweichung von der sonst geläufigen Vorgehensweise ließe sich darin erkennen, dass zwar die Stadt Rummelsburg, die am 2. März 1945 von der Roten Armee erobert, besetzt, geplündert und (vor allem im Nachhinein) zu 45 % zerstört worden war, kurze Zeit später unter polnische Verwaltung gestellt

wurde, dass aber die Landgüter in der Hand der Russen blieben: Die sowjetischen Truppen zielten stets darauf ab, die eigene Versorgung mit Lebensmitteln durch selbst bewirtschaftete landwirtschaftliche Großbetriebe sicherzustellen. Die dortigen deutschen Bewohner wurden verpflichtet, ihre Landarbeit für die Rote Armee bzw. späterhin für einen polnischen »Staatlichen landwirtschaftlichen Betrieb« – *Państwowe gospodarstwo rolne* (PGR) – zu erbringen.

In diesen Dörfern wurde weiterhin ausschließlich Deutsch gesprochen. Dies änderte sich auch nur in geringerem Maße, als die Zuwanderung von polnischen und ukrainischen Bürgern aus den östlichen und südöstlichen Gebieten Polens begann, denn die zur Zwangsarbeit verpflichtete deutsche Bevölkerung wurde von hier kaum vertrieben.

Nachdem sich die politische Situation stabilisiert hatte, sollte auch die bis Ende 1947 ausgesetzte Schulpflicht für die einheimischen Kinder wieder zur Geltung gelangen. Deshalb beantragten die Gutsarbeiter bei der sowjetrussischen Verwaltung, das Schulwesen zu reorganisieren. Dieses Anliegen wurde von der Armeeführung anscheinend ohne sonderlichen Widerspruch erfüllt, und so wurden in den Dörfern bereits 1948 – aber später auch in größeren Orten wie z. B. Rügenwalde – deutschsprachige Schulen eingerichtet, wobei die polnischen Schulämter mit den Russen kooperierten.

Im Jahre 1951 gab die Rote Armee das autonome Regime über die Güter auf, und mit der Übernahme der Verwaltung gliederte der polnische Staat auch das Schulwesen seiner Administration ein. Das Bestehen der deutschsprachigen Grundschulen wurde allerdings auch weiterhin nicht in Frage gestellt. Bis zum Jahr 1958 existierten im Kreis Rummelsburg – neben Pritzsig beispielsweise auch in Kam-



FOTO: A. REKOWSKI

Das bis heute aufbewahrte Schild der deutschsprachigen Schule von Techlipp (Ciecholub)

nitz (Kamienica), Techlipp (Ciecholub), Schwessin (Świeszyno) oder Zuckers (Suchorze) – insgesamt 13 dieser Einrichtungen. Die amtliche Bezeichnung lautete: *Szkola Podstawowa z Niemieckim Językiem Nauczania* (Grundschule mit Deutsch als Unterrichtssprache).

Die Schulen hatten zunächst mit improvisiertem Lehrmaterial auskommen müssen, späterhin erhielten sie Schulbücher aus der inzwischen gegründeten DDR, die Polen seit dem Görlitzer Vertrag vom 6. Juli 1950 nun (nach dem allgemein verpflichtenden Sprachgebrauch) »freundschaftlich« verbunden war. Ausgebildete Lehrer standen zum Teil noch zur Verfügung; es wurden aber auch formal nicht qualifizierte Personen eingesetzt, sofern sie sich hinlänglich zum Schuldienst berufen fühlten. Die meisten von ihnen erhielten später eine professionelle Ausbildung im deutschen Lehrerseminar in Oppeln oder im polnischen Lyzeum in Stolp. Dort bestand eine eigene Abteilung für die Schulung von Lehrern, die in der Minderheitensprache Deutsch unterrichten wollten.

Überdies waren alle Lehrer verpflichtet, sich außerhalb ihrer Dienstzeit zweimal pro Monat zwei Stunden lang in der kommunistischen Staatsideologie weiterzubilden. Zu solch einem Programm gehörten – wie das Konzept des Schuljahres 1955/56 beispielhaft belegt – insgesamt 13 Lerneinheiten, darunter über »Die Oder-Neiße-Grenze«, »Freiheitskämpfe in der deutschen Geschichte«, »Ernst Thälmann«, »Die Diktatur des Proletariats«, »Der Kampf der Frauen um ihre Freiheit und den Frieden« oder »Der Aufbau des Sozialismus in den europäischen Volksdemokratien«.

Die Arbeit dieser Schulen und Ausbildungsstätten wurde 1958 allerdings schlagartig beendet. Dafür können zwei Gründe angeführt werden. Zum einen gab es seit 1957 auch in den Beziehungen zwischen Polen und der Bundesrepublik gewisse Anzeichen für ein »Tauwetter«, denn in dieser Zeit schien es nicht ausgeschlossen, dass – im Nachgang zu den Ergebnissen des Adenauer-Besuchs im Kreml (September 1955) – auch diese beiden Staaten diplomatische Beziehungen aufnehmen könnten. Deshalb begann die kommunistische Staatsführung in diesem Umfeld, ihre restriktive Haltung in der Ausreisepolitik zu lockern: Zwischen 1950 und 1954 hatten 43.557 Deutsche das Land verlassen dürfen, im folgenden Jahrfünft, von 1955 bis 1959, waren es hingegen 248.626.

Diese Dynamik kam zum anderen aber auch den Interessen der polnischen Innenpolitik entgegen, deren Ziel nicht zuletzt darin bestand, die Bildung eines sowohl ethnisch als auch sprachlich und sogar konfessionell homogenen Staatsvolks zu fördern. Deshalb ersparten die Ausreisegenehmigungen, die nun großzügiger erteilt wurden, den Behörden gleichsam den Erlass von Ausweisungsverfügungen, die sonst nötig gewesen wären, um ein einheitliches, exklusiv polnisches Schulsystem durchzusetzen: Auf dem Wege der Familienzusammenführung verließen die meisten der Deutschen freiwillig ihre Heimat, und der Unterricht in ihrer Muttersprache wurde nun für Jahrzehnte, wenn nicht auf Dauer eingestellt.

Vor diesem Hintergrund soll als konkretes Beispiel noch einmal die Entwicklung der Schule von Pritzsig in den Blick genommen werden. – Die Dorfschule wurde 1948 eröffnet; der Unterricht fand zunächst noch im Pastorenhaus statt. 1949 konnte dann das Schulgebäude bezogen werden. Der Lehrer hieß Erich Nemitz. Sein Gehalt mussten die Eltern aufbringen, wobei das Schulgeld an einem durchschnittlichen Gutsarbeiterlohn orientiert war. Wesentliches Lehrmaterial bildeten anstandslos noch Schulbücher aus der Zeit vor 1945 sowie das Evangelische Gesangbuch und der Katechismus.

Mit dem Übergang der Güter von sowjetischer in polnische Verwaltung im Jahre 1951 wurde die polnische Schulbehörde zuständig. Nun brauchte kein Schulgeld mehr bezahlt zu werden, und aus der damaligen DDR kam Lehrmaterial. Herr Nemitz durfte nur die unteren vier Klassen unterrichten, die älteren Schulkinder besuchten die deutsche Schule in Püstow (Pustkowo). So bestand die Einrichtung bis 1958: Die letzten Deutschen hatten den Ort verlassen, und die Schule wurde geschlossen.

Neben der Schule stand übrigens eine evangelische Kirche, in der ebenfalls bis 1958 noch evangelische Gottesdienste abgehalten wurde. Die Fachwerkkirche aus dem 17. Jahrhundert entging danach leider weder der Plünderung noch der Zerstörung. 1975 wurde die Ruine abgerissen.

st Benedikt Reschke



FOTO: PRIVAT

Der Autor des vorliegenden Beitrags mit seinen drei Kolleginnen im Jahre 1959 als Lehrkräfte in der – erst ein Jahr zuvor polnischsprachig gewordenen – Schule von Pritzsig

# Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg zu modernem Sprachunterricht

## Zur aktuellen Lage der deutschen Sprache in Polen

**A**ufgrund der Existenz der offiziell anerkannten deutschen Minderheit erscheint innerhalb des polnischen Bildungssystems die Sprache Deutsch in zwei Aggregatzuständen, und zwar als Fremdsprache (DaF) und als Minderheitensprache (DaM). Die Anwendungsbereiche und die Adressatenkreise differieren voneinander, so dass genauer bestimmt werden muss, worauf der Fokus im jeweiligen sprachpraktischen Unterricht zu richten ist.

### Deutsch als Minderheitensprache – ein vollberechtigtes Schulfach?

Grundsätzlich sieht das polnische Schulsystem Bildungsmöglichkeiten in beiden Bereichen vor. Für die Minderheit setzen sie bereits mit dem Kindesalter ein, um schon früh einen direkten Zugang zum Erwerb der eigenen Sprache und Kultur zu ermöglichen. Auch die Attacke der mittlerweile abgewählten deutschfeindlichen PiS-Regierung, die verfügt hatte, dass die für das Fach Deutsch als Minderheitensprache im Lehrplan vorgesehenen drei Unterrichtsstunden auf nur eine gekürzt wird, konnte inzwischen abgewehrt werden: Die neue Regierung unter Premierminister Donald Tusk hat diese Regelung zum 1. September dieses Jahres wieder aufgehoben. Bedeutet dies jedoch, dass alle bisher bekannten Probleme des Deutschunterrichts in Polen mit der Verabschiedung dieses Gesetzes behoben sind, oder bedarf es nach wie vor einer tiefgreifenden Reform?

Diese Diskussion bewegt sich schon im Vorhinein auf einem relativ niedrigen Niveau: Ausschließlich die deutsche Schule in Warschau, die unter der Aufsicht der deutschen Botschaft steht (und

deren Besuch die Zahlung sehr hoher Semestergebühren voraussetzt), ermöglicht eine Ausbildung, in der Deutsch vollständig als Unterrichtssprache dient. In einigen Großstädten gibt es darüber hinaus einige Schwerpunktschulen, die im Fremdsprachenunterricht einen eigenen Schwerpunkt in Deutsch eingerichtet haben und in diesem Zusammenhang zuweilen in wenigen ausgewählten Fächern bilingualen Unterricht anbieten.<sup>1</sup> Bereits angesichts dieser massiven Einschränkungen in den Chancen der Sprachverwendung in der Schule wird verstehbar, warum auf der Mittel- und Oberstufe eine qualitative und quantitative Differenz zwischen Deutsch als Minderheitensprache bzw. als Fremdsprache kaum noch wahrnehmbar ist.

Auch wenn der Deutschunterricht insgesamt derzeit mit fortschreitender Stagnation und seitens der Lernenden mit zunehmendem Desinteresse zu kämpfen hat, trifft dieser Befund erfreulicherweise nicht die Anzahl der Schüler, die auf den frühen Stufen des Kindergartens und der Grundschule Deutsch als Minderheitensprache lernen; denn diese Zahl ist in den letzten Jahren sogar angestiegen. Diese Tendenzen lassen sich an der nachstehenden Tabelle ablesen.

Besonders auffällig ist, dass die Gesamtzahl der Schüler in der Wojewodschaft Oppeln konstant geblieben ist, während sie sich in der Wojewodschaft Pomorze von 1.630 auf 4.309 erhöht hat. Die Grundschüler machen zudem mehr als 99 % aller Schüler aus. Diese Quote ist äußerst erfreulich, da sie auf die Tatsache hinweist, dass Kinder bereits ab der Phase des Erstleseunterrichts die Möglichkeit erhalten, die eigene Sprache, Kultur und Geschichte kennenzulernen. Die sowohl in Pomorze wie in Oppeln verschwindend geringe Anzahl an weiterbildenden Schuleinrichtungen, die Deutsch als Minderheitensprache anbieten, wirkt demgegenüber alarmierend und bedarf einer genaueren Analyse.

Ein wesentlicher Grund für diesen Verlust weiterführender Ausbildungsstätten kann im heterogenen Aufbau des polnischen Schulsystems gesehen werden, in dem sich Schüler nach dem Absolvieren der achtjährigen Grundschulzeit auf einen Schwerpunktbereich spezialisieren und sich dabei zugleich für eine geeignete Schulart entscheiden müssen. Dies hat zur Folge, dass Grundschulklassen von Absolventen mit Deutsch als Minderheitensprache nach fünf Jahren vollständig aufgelöst werden.

Die Fortsetzung des Fachunterrichts innerhalb eines anderen Schultyps ist dann davon abhängig, dass auch dort eine hinlänglich große Zahl von Interessenten vorhanden ist – was sich aber selten ergibt. In der Konsequenz müssen die Schüler nun entweder auf Deutsch

<sup>1</sup> Über diese Schulen, die sich in Zusammenarbeit mit der deutschen Bundesregierung an dem DSD-Programm beteiligen, gibt der nachfolgende Abschnitt über Deutsch als Fremdsprache Auskunft.

Anzahl der Schüler und Bildungseinrichtungen, in denen Deutsch als Minderheitensprache unterrichtet wird	Wojewodschaft Pomorze				Wojewodschaft Oppeln			
	2016 / 17		2022 / 23		2016 / 17		2022 / 23	
	Schüler	Einrichtungen	Schüler	Einrichtungen	Schüler	Einrichtungen	Schüler	Einrichtungen
Kindergarten	52	1	0	0	6.951	153	5.906	102
Grundschule	1.363	22	4.282	48	20.574	229	25.013	242
Gymnasium*	215	5	–	–	3.061	63	–	–
Lyzeum	0	0	27	1	0	0	22	2
andere Schularten**	0	0	0	0	66	6	48	3
<b>Summe</b>	<b>1.630</b>	<b>28</b>	<b>4.309</b>	<b>49</b>	<b>30.652</b>	<b>451</b>	<b>30.989</b>	<b>349</b>

\* im Zuge der Schulsystemreform 2019 endgültig abgeschafft

\*\* Unter dieser Kategorie werden polytechnische und berufsbildende Schulen zusammengefasst.

zugunsten einer anderen Fremdsprache gänzlich verzichten, oder sie sind genötigt, eine Schule zu wählen, an der Deutsch zumindest als Fremdsprache auf dem erweiterten Niveau unterrichtet wird. Eine auf Angehörige der deutschen Minderheit ausgerichtete Bildung kann jedoch im Rahmen eines solchen Unterrichts kaum mehr vermittelt werden, da er vornehmlich auf das praktische Erlernen der jeweiligen Fremdsprache abzielt – wodurch insbesondere in den letzten Schuljahren, in denen viel stärker auch literarisch-geistesgeschichtliche Gegenstände in den Fokus rücken müssten, die Schüler aus der deutschen Minderheit weitgehend der Möglichkeit ihrer kulturellen Identitätsbildung beraubt werden.



*Kennzeichnung einer »Partnerschule der Bundesrepublik Deutschland« (Szkoła partnerska Republiki Federalnej Niemiec), verbunden mit dem Angebot, das »Deutsche Sprachdiplom« ablegen zu können, am König-Jan-III-Sobieski-Lyceum in Krakau*

## Deutsch als Fremdsprache – weiterhin auf dem Rückzug

Deutsch ist nach Englisch zwar nach wie vor die am zweithäufigsten unterrichtete Fremdsprache an polnischen Schulen, gefolgt von Französisch und Spanisch. Allerdings wird der Wert des Angebots, eine zweite Fremdsprache erlernen zu können, von Schülern zunehmend unterschätzt. Diese Beobachtung basiert vor allem auf Aussagen von Schülern, die Englisch für ein »ausreichendes Kommunikationsmittel in der heutigen durch Vielfalt geprägten Gesellschaft« und Deutsch hingegen für ein »schwieriges, unnötiges, umständliches Schulfach« halten.

Dem zentralen Prüfungsausschuss zufolge wurde 2023 die Abiturprüfung in Deutsch von 2.499 Prüflingen auf dem Grundniveau, von 2.733 auf dem erweiterten Niveau und von 307 auf dem bilingualen Niveau abgelegt.<sup>2</sup> Im Vergleich zu der kontinuierlich steigenden Anzahl der Abiturienten, die sich für Englisch entscheiden (im Jahr 2023 betrug sie ca. 150.000), stellt dies einen erheblichen Unterschied in der Beliebtheit beider Sprachen dar. Besonders besorgniserregend ist jedoch die Tatsache, dass im Jahr 2016 noch 19.520 Prüflinge auf dem Grundniveau und 7.907 auf dem erweiterten Niveau ihre Deutschkenntnisse unter Beweis gestellt haben.<sup>3</sup> Die Zahl der Abiturienten, die sich überhaupt, d. h. auf dem Grundniveau, mit dem Fach Deutsch beschäftigt haben, reduzierte sich somit innerhalb von sieben Jahren auf ein Achtel.

Die deutsche Sprache ist in letzter Zeit mithin zu einem Nischenphänomen geworden, das nur noch echten Enthusiasten vorbehalten ist. Für diejenigen, die im deutschsprachigen Ausland zu studieren beabsichtigen, ihre Zukunft mit dem deutschen Wirtschaftsmarkt verknüpfen wollen oder sich der Vorteile der Mehrsprachigkeit bewusst sind, bieten die polnischen Partnerschulen der Bundesrepublik Deutschland, die sogenannten DSD-Schulen, allerdings ein vielfältiges Programm zum Sprachenlernen an. Die Abkürzung DSD

steht für »Deutsches Sprachdiplom der Kultusministerkonferenz«, das an den Partnerschulen absolviert werden kann und dessen Durchführung durch die Zentralstelle für das Auslandsschulwesen gefördert wird. Dabei sollen die zusätzlichen Unterrichtsstunden aus Eigenmitteln der jeweils beteiligten Städte finanziert werden.

Das DSD-Programm bietet einen hervorragenden Raum zum kostenlosen Erlernen der deutschen Sprache: auf B1-Niveau nach der Grundschule und auf C1-Niveau nach der weiterführenden Schule.<sup>4</sup> In beiden Fällen kann ein entsprechender Sprachnachweis

durch das Ablegen einer von der Kultusministerkonferenz (KMK) zentral durchgeführten Sprachprüfung erbracht werden, der entweder zum Besuch eines Studienkollegs in Deutschland (Niveau B1) oder zur Aufnahme eines vollwertigen Studiums im deutschsprachigen Raum (Niveau C1) berechtigt. Darüber hinaus sind diese Zertifikate allgemein anerkannt, was das eigene Curriculum Vitae bereichert und damit auch die Beschäftigungschancen deutlich erhöht. An DSD-Absolventen werden häufig auch Stipendien vergeben, die die Finanzierung eines Studiums im deutschsprachigen Ausland erleichtern.

## Die jährliche Deutscholympiade – ein Hoffnungsfunke

Die gesamtpolnische Deutscholympiade, die jährlich von der Samuel-Bogumił-Linde-Hochschule für Fremdsprachen in Posen in Zusammenarbeit mit der dortigen Adam-Mickiewicz-Universität organisiert wird, vereinigt in sich ein breites Spektrum an sprach- und kulturbezogenen Themen, die sowohl den Bereich des Deutschen als Minderheitensprache als auch denjenigen von Deutsch als Fremdsprache abdecken. Um den Zweck der Olympiade besser verstehen zu können, sollen hier die wichtigsten Ziele der Organisatoren genannt werden:

*Das Hauptziel der Olympiade ist es, das Interesse der Jugendlichen an der deutschen Sprache, dem Kulturerbe und der Literatur des deutschen Sprachraums zu wecken. Zudem soll die Vertiefung des Wissenstandes über die deutschsprachigen Länder der Festigung des friedlichen Zusammenlebens der Völker unseres Kontinents dienen und zur allgemeinen Verständigung beitragen. Ferner gibt die Olympiade den zukünftigen Studierenden einen Einblick in die Studienwelt und bereitet sie auf selbstständiges wissenschaftliches Arbeiten vor.<sup>5</sup>*

Bei der Deutscholympiade wird der Fokus nicht nur auf die muttersprachennahe Kenntnis der deutschen Sprache in Wort und Schrift gerichtet, sondern auch auf das tiefgreifende Verständnis der Grammatik, der historischen und kulturellen Zusammenhänge und des aktuellen Geschehens. Demzufolge dürfen grammatikalische Themen wie das Passiv, der Konjunktiv oder die indirekte Rede den Teilnehmern keine Schwierigkeiten mehr bereiten.

2 In Polen wird die Abiturprüfung sowohl auf dem Grundniveau (eine Fremdsprache obligatorisch für alle Abiturienten) als auch auf dem erweiterten Niveau (nur im Wahlbereich) abgelegt. Die geringe Zahl der »bilingualen« Prüfungen und fehlende Statistiken zu Prüfungen in DaM belegen nochmals, dass einerseits nur wenige Schüler Deutsch als Unterrichtssprache hatten – denn für sie ist solch eine bilinguale Prüfung obligatorisch – und dass andererseits in noch selteneren Fällen Deutsch als Minderheitensprache überhaupt bis zum Abitur gelehrt worden ist.

3 Quelle: Centralna Komisja Egzaminacyjna [Zentraler Prüfungsausschuss] <https://cke.gov.pl>

4 Die Niveaustufen des Fremdspracherwerbs werden nach dem »Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen für Sprachen« (GER) bestimmt. Die grundlegenden Level sind A: Elementare Sprachverwendung, B: Selbstständige Sprachverwendung und C: Kompetente Sprachverwendung. Jeder dieser Level weist seinerseits nochmals die Schwierigkeitsstufen »1« und »2« auf.

5 Quelle: <https://www.ojn.wsjo.pl/zalozenia/>



FOTO: CAROLINE HONERVOGT

*Nach dem Abschluss der Deutscholympiade in Polen findet mit den erfolgreichen Teilnehmerinnen und Teilnehmern sowie einer Gruppe deutscher Schülerinnen und Schüler eine Seminarveranstaltung in der Akademie Sankelmark bei Flensburg statt. Das Foto zeigt die Gruppe des Jahres 2022 bei einem Ausflug nach Sonderburg.*

Der jeweils auf der Schul- und der Regionalebene abzulegende schriftliche Teil prüft insbesondere die Grammatik, die praktische Anwendung der deutschen Sprache und die Fähigkeit, Sätze aus verschiedenen Themenbereichen möglichst wortwörtlich (nicht nur sinngemäß) ins Deutsche zu übersetzen. Viel komplexer aufgebaut ist hingegen der mündliche Teil, der einer tiefgreifenden Vorbereitung bedarf und ein hohes Anforderungsniveau aufweist. In diesem Rahmen sind die Schüler zum Ablegen von drei voneinander unabhängigen Prüfungen verpflichtet, bei denen umfangreiche sprachliche, kulturelle, literarische, historische und politische Kenntnisse abgefragt werden. Besonders zeitaufwendig ist dabei das Selbststudium von bedeutenden Werken der deutschen Literatur, zu denen unter anderem *Faust. Der Tragödie erster Teil*, *Effi Briest*, *Die Verwandlung*, *Der Zauberberg*, *Der Besuch der alten Dame*, *Die Physiker*, *Das Parfum* und schließlich *Homo faber* gehören; denn die Olympiade erfordert nicht nur allgemeine Kenntnisse der empfohlenen Texte, sondern auch ein solides Verständnis des historischen und literarischen Kontextes, der Biographie des Autors und unterschiedlicher Interpretationsansätze. Der gesellschaftlich-historische Prüfungsteil setzt sich dann insbesondere mit den Ereignissen der Neuesten Geschichte des Dritten Reiches, der Bundesrepublik Deutschland, der Deutschen Demokratischen Republik, der Schweiz und Österreichs sowie mit deren Auswirkungen auf die aktuelle politische Situation auseinander.

Die Deutscholympiade ragt aus den übrigen polnischen Deutsch-Wettbewerben weit heraus und bereichert den Jahreskalender der polnischen Schulen schon seit dem Jahr 1977. Sie hat die sprachliche Entwicklung von Tausenden Schülern gefördert, die sich für die deutsche Sprache und Kultur haben begeistern und sich auch späterhin oft bei ihrer Studien- und Berufswahl von diesen Interessen haben leiten lassen. Schon seit seiner Gründung, d. h. seit mittlerweile 47 Jahren, steht der Wettbewerb unter der Leitung von Piotr Jankowiak, dessen Wirken 2021 mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet wurde.

## Perspektiven

»Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen.« Mit dieser Sentenz verdeutlichte Johann Wolfgang von Goethe einen tieferen Sinn des Sprachenlernens, das mit jeder weiteren

Fremdsprache das Bewusstsein für die eigene Muttersprache und den vergleichenden Umgang mit anderen Kulturen schärft.

Vor allem die deutsche Sprache hat es über lange Zeit vermocht, auch polnischen Schülern diese grundlegenden Erfahrungen zu vermitteln. Im Wettstreit um das Interesse und die Zuneigung von Schülern gerät sie allerdings, wie die vorliegenden Statistiken gezeigt haben, zunehmend ins Hintertreffen. Dass in einer Gegenbewegung zugleich die Popularität des Englischen immer mehr steigt, hängt, worauf schon hingewiesen worden ist, mit der Überzeugung zusammen, dass im Zeitalter der Globalisierung Englisch als »universales Verständigungsmittel« auch für die Kommunikation im deutschsprachigen Raum gänzlich zureicht. Zudem gehen manche schon davon aus, dass sich dank der rapiden Entwicklung von Übersetzungsprogrammen, zumal im Kontext der Anwendungsbereiche von »Künstlicher Intelligenz«, das Erlernen von Fremdsprachen sowieso erübrige. Dann bliebe aber letztlich zu fragen, ob unter diesen Voraussetzungen die Differenzenerfahrung, die produktive Spannung zwischen dem Fremden und dem Eigenen, von dem Goethe spricht, nicht weitestgehend verlorengeht.



FOTO: KONSULAT GENERALNY NIEMIEC WE WROCLAWIU

*Piotr Jankowiak, der langjährige Organisator der Deutscholympiade, wird für seine Verdienste um die deutsch-polnische Verständigung von der stellvertretenden deutschen Generalkonsulin in Breslau, Jana Orłowski, am 13. Juli 2021 mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet.*

Freilich: Die hohen Standards der Computer-Software wären doch gerade auch dazu tauglich, sich den Spracherwerb durch multimediale Lehrprogramme wesentlich zu erleichtern. Abhängig bleibt die Entscheidung für oder gegen den Erwerb einer zweiten oder gar dritten Fremdsprache aber letztlich davon, ob es nur um die pragmatische Lösung von Kommunikations- oder Übersetzungsproblemen geht, oder ob man sich von der Neugier auf andere Kulturen leiten lässt, die kritische Reflexion der eigenen, stets nur begrenzten Positionen für wichtig, wenn nicht lebensnotwendig erachtet und bewusst intellektuelle und kulturelle Herausforderungen sucht.

Unabhängig von der zunehmenden Konzentration auf die alleinige »Welt-sprache« Englisch ist ein Fortbestehen des Deutschunterrichts in Polen wohl längerfristig gewährleistet, zumal die Nachfrage bei den Mitgliedern der deutschen Minderheit gegenwärtig noch steigt bzw. zumindest konstant bleibt. Im Bereich des fremdsprachlichen Zweigs sollte versucht werden, die Zugänge zum Erlernen des Deutschen weiter zu ebnet. Zum einen könnte die Anzahl der Unterrichtsstunden erhöht und zum anderen der Einstieg in die zweite Fremdsprache um eine Bildungsstufe vorverlegt werden. Auf diese Weise wäre während der Grundschulausbildung bereits eine stabilere Grundlage für den Sprachunterricht in der weiterführenden Schule gelegt – und möglicherweise würde sich dann beim Übergang in das Lyzeum auch eine stärkere Nachfrage nach einer kontinuierlichen Fortsetzung des Deutschunterrichts entwickeln. – Jenseits aller Rahmenbedingungen und flankierenden Maßnahmen werden beim Sprachenlernen jedoch stets der Wille und das Engagement der Schüler die letztlich entscheidenden Faktoren für den Lernerfolg bleiben.

✠ Adrian Roman Wojtaszewski

# Nigra crux mala crux

## Die schwarze und weiße Legende des Deutschen Ordens

Von Bartosz Skop

**Unter dem Titel *Nigra crux mala crux* – der im Deutschen etwa lautet: »Das schwarze Kreuz [ist ein] schlechtes [niederträchtiges, wenn nicht teuflisches] Kreuz« – verfolgt das Schlossmuseum Marienburg ein bemerkenswertes, anspruchsvolles Vorhaben, dessen Ergebnisse zunächst in einer großangelegten Ausstellung präsentiert worden sind und nun in einem zweiteiligen Katalog dokumentiert werden sollen. Der erste Band ist jetzt erschienen und lieferbar.**

Die Ausstellung, die vom 27. September 2023 bis zum 15. Januar 2024 gezeigt worden ist, bildete in gewisser Weise den Schlussstein einer 2019 begonnenen Reihe, in der die Geschichte der Marienburg erschlossen worden ist. Am Beginn stand die Ausstellung »Sapientia Aedificavit Sibi Domum.« Die Weisheit hat sich ihr Haus gebaut«, in der die Entwicklung des Bauwerks und seines geistigen bzw. geistlichen Horizons in der Zeit des Mittelalters im Zentrum stand. Der zweite Abschnitt war den – in der Geschichtsschreibung nicht übermäßig beachteten – Jahrhunderten des Königlichen Preußen gewidmet, in denen die Marienburg als Residenz der polnischen Monarchen diente. Dementsprechend wurde im vorangestellten Motto – »Regnum defensive ense et alis stricto« – der Aspekt des wehrhaften Königreichs akzentuiert. Der dritte Beitrag zu diesem Zyklus – »So muss die heilige Jungfrau ihren Sitz entweiht sehen.« Die Marienburg zwischen Sacrum und Politik« – wandte sich schließlich der Marienburg in der Teilungszeit zu und bot damit Einsichten in die Phase, in der das Schloss während der preußischen Herrschaft zunächst verfiel und dann in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als »Preußisches Westminster« wiedererrichtet werden sollte.

Das Projekt *Nigra crux mala crux* bildet kein weiteres Glied in dieser Kette historischer Epochen, sondern überwölbt sie, indem es die Perspektive weitet und die Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte des Deutschen Ordens insgesamt in den Blick nimmt. Insofern kann es mit Recht als »Schlussstein« dieser ganzen Sequenz bezeichnet werden. Die Ausstellung fragte somit nach den unterschiedlichen Urteilen, die über den Deutschen Orden seit dem Mittelalter gefällt worden sind, beleuchtete die Verfahren, mit deren Hilfe Bilder von ihm in polemischer Absicht entworfen und für eigene, oft propagandistische Zwecke instrumentalisiert wurden – und bisweilen heute noch werden, und sie verfolgte die Gegenkräfte, die auf eine Überhöhung und Verklärung der Ordensritter und ihrer überragenden Kulturleistungen »im Osten« zielten. Dass sich deutsche und polnische

Positionen bevorzugt um jeweils einen der beiden Wertungspole gruppieren – dass die »schwarzen Legenden« aus polnischen und litauischen Quellen stammen, während die deutsche Tradition (bis zur Etablierung der ehemaligen DDR) »weiße« Erzählungen bevorzugt –, war dabei im Vorhinein ausgemacht und gehörte gleichsam zu den Prämissen der Versuchsanordnung. Umso verdienstvoller ist deshalb der Ansatz, den Gründen für die gegensätzlichen Konzepte auf beiden Seiten nachzugehen und die Ergebnisse der historischen Untersuchungen vollständig zweisprachig zu veröffentlichen. Dadurch werden vorzügliche Voraussetzungen geschaffen, einen fairen Dialog über diese höchst voraussetzungsreichen und ideologisch kontaminierten Zusammenhänge führen zu können.

Die Kuratoren haben sich zunächst aus kritischer Distanz bemüht, das Selbstbild des Deutschen Ordens zu verdeutlichen: Mit der 1199 vollzogenen Wandlung zum Ritterorden sah er seine Bestimmung darin, für den Glauben zu streiten und dadurch eine besondere Mission auf Erden zu erfüllen. Die *Milites Christi*, die Ritter Christi, wollten als eine unbesiegbare Gemeinschaft erscheinen, die im Namen Gottes kämpft und von ihrer Schutzpatronin, der Heiligen Jungfrau Maria, tatkräftig unterstützt wird. Dadurch sollte zugleich die Identität ihrer Mitglieder gestärkt und deren Moral gehoben werden – und dieser Nimbus, den der Orden für sich beanspruchte und den er in seinem Schrifttum wie durch die Anlage seiner Burgen und Kirchenbauten immer weiter zu festigen suchte, zielte nicht zuletzt auch darauf, geistliche und weltliche Autoritäten sowie die Ritterschaft davon zu überzeugen, dass der Orden bei seinem gottgefälligen Werk jede Form von Unterstützung verdiente.



Ausstellungsbereich im Hochschloss zur vielfältigen, hoch ideologisch geprägten Interpretationsgeschichte der Schlacht von Grunwald bzw. Tannenberg



FOTO: MUZEUM ZAMKOWE W MALBORKU

*Der Schutzschild des Hochmeisters (Kopie vom Ende des 19. Jahrhunderts) – konfrontiert mit einem Still aus Alexander Fords Film Die Kreuzritter (1960)*

Die positive, lichtvolle Selbstdeutung ließ in der harten Realität allerdings schon bald Zweifel an ihrer Tragfähigkeit aufkommen. Bereits im 13. Jahrhundert wurde über die Brutalität berichtet, mit der die Ordensritter gegen die heidnischen Prußen vorgingen. Eine regelrechte »schwarze« Legende entwickelte sich aus den Vorwürfen, dass der Orden bei der Besetzung Pommerellens 1308 in Danzig ein Massaker angerichtet habe. Zudem trugen die häufigen Konflikte mit Polen, die 1410 in der Schlacht von Grunwald bzw. Tannenberg kulminierten, dazu bei, dass dem Deutschen Orden negativ besetzte Stereotypen zugeordnet wurden.

Nur ein Jahr später kam es dann zu der seit Jahrhunderten kolportierten Untat auf der Danziger Burg, dem hinterhältigen Mord an den Bürgermeistern Conrad Letzkau und Arnold Hecht sowie dem Ratsherrn Bartholomäus Groß, die der Komtur Heinrich von Plauen als Emissäre zu diplomatischen Verhandlungen eingeladen hatte. Es war übrigens dieser Aufsehen erregende Vorfall, der den Danziger Bürgermeister Eberhard Ferber (1463–1529) zu der These »Nigra crux mala crux« veranlasste, die jetzt den Haupttitel des Pro-

jekts bildet. Wenige Jahrzehnte nach dem Verbrechen sorgte schließlich der Dreizehnjährige Krieg dafür, dass die schwarze Legende nun noch erheblich klarer profiliert und dauerhaft wachgehalten wurde: Bis 1766 fanden im Königlichen Preußen Jahrhundertfeiern statt, die jeweils an das Ende der Ordensherrschaft erinnerten.

In den gut 200 Jahren, in denen die Geschicke des Landes an der unteren Weichsel vom Deutschen Orden bestimmt worden waren, hatten sich aus historischen Ereignissen und deren Interpretationen somit vielfältige Aspekte von gegensätzlichen Selbst- und Fremdbildern ergeben, auf die spätere Zeiten zurückgreifen konnten, um sie eigenen politischen oder ideologischen Zwecken dienstbar zu machen. So wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts beispielsweise die mythische Figur eines Deutschordensritters als Symbol für die preußische Eigenstaatlichkeit konzipiert, hinter dem sich während der Napoleonischen Kriege die von unterschiedlichen Interessen geleitete Gesellschaft versammeln und beim Kampf gegen den Eindringling vereinen konnte. Dies war zugleich ein Ansatzpunkt für die – während der Kaiserzeit dann grassierende – Vorstellung, dass Preußen den Ordensstaat fortsetze und dessen geschichtliche Mission als Bollwerk gegen den Osten erfolgreich vollenden solle. Dass diese Sichtweise derjenigen der polnischen Mitbürger konträr entgegenliefe, versteht sich von selbst: Sie strebten ihrerseits doch gerade nach Unabhängigkeit von der Teilungsmacht und fanden im Sieg bei Grunwald dasjenige historische Ereignis, an dem sie – vor allem in der Literatur und bildenden Kunst – ihrer entschiedenen Gegenposition symbolischen Ausdruck zu verleihen vermochten.

Nach diesem Vorlauf nimmt es nicht wunder, dass die Sichtweisen auf den Deutschen Orden erst recht im 20. Jahrhundert von solchen antagonistischen Kräften dominiert worden sind: Die Nationalsozialisten trieben die Identifikation mit dem Ordensstaat und der »Reinheit« seiner Mission bis ins Groteske; und das kommunistische Polen wurde nicht müde, Berlin 1945 und Grunwald 1410 zu parallelisieren oder in dem Bild von Konrad Adenauer, auf dem er als 1958 neu

*Einen Höhepunkt der Ausstellung bildete das 10 × 5,15 m große Gemälde Die Schlacht bei Tannenberg von Tadeusz Popiel und Zygmunt Rozwadowski im Großen Remter. Es entstand im Zusammenhang mit der 1910 begangenen Feier des 500. Jahrestages des Sieges bei Grunwald in Krakau und wurde aus dem Historischen Museum im ukrainischen Lemberg entliehen. Wegen des russischen Angriffskrieges wird das Gemälde über die Ausstellung hinaus noch im Marienburger Schloss aufbewahrt.*



FOTO: MUZEUM ZAMKOWE W MALBORKU

aufgenommenes Mitglied einen Ordensmantel trägt, zum Inbegriff des kapitalistischen und remilitarisierten Deutschland zu erklären.

Die seit Jahren größte Ausstellung des Schlossmuseums fand in drei Dormitorien, dem Sonderausstellungssaal im Hochschloss und dem Großen Remter statt und versammelte rund 300 Objekte, die aus 30 Museen, Archiven und Privatsammlungen aus Polen, Österreich, Italien, der Ukraine und Litauen entliehen worden waren. So konnten dort neben mittelalterlichen Quellen die aus dem 19. Jahrhundert überlieferte Fahne mit dem Bild Hermanns von Salza oder Skizzen von Jan Matejko sowie eine Vielzahl von Medaillen, Druckwerken, Gemälden oder Plakaten gezeigt und – nahezu selbstverständlicherweise – die berühmten Schlachtszenen aus Aleksander Fords Verfilmung der »Kreuzritter« von Henryk Sienkiewicz aus dem Jahr 1960 vorgeführt werden.

Eine vollständige Übersicht über die Exponate wird der zweite Band des bereits erwähnten Katalogs bieten, der noch in Vorbereitung ist. Für die intensive Auseinandersetzung mit dem komplexen Thema der Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte trägt aber schon jetzt der bereits erschienene erste Band bei. Nach einem grundlegenden Einführungsaufsatz von Janusz Trupinda, dem Museumsdirektor und Leiter des Kuratoren-Teams, geht Aleksander Masłowski auf die ambivalente Beziehung zwischen dem Orden und der Stadt Danzig sowie auf die Wurzeln der dort entwickelten »schwarzen Legende« ein. Das Feld der kunsthistorischen Untersuchungen betritt sodann Igor Kałowski: Er verfolgt ikonographisch die Darstellung des Deutschen Ordens vom Spätmittelalter bis zur Neuzeit; ihm folgt Tomasz Torbus, der in einem weiteren Beitrag differenziert das Arrangement solcher Motive in der deutschen bildenden Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts analysiert. Bernhard Huber wendet sich der aufwändigen Eröffnungsfeier des Hochschlosses zu, die nach dem Abschluss der Restaurierungsarbeiten am 5. Juni 1902 durch-

geführt worden war. Daraufhin wirft Adriana Pogoda-Kołodziejek anhand von Adam Mickiewicz' *Konrad Wallenrod* (1828) und Ernst Wicherts *Heinrich von Plauen* (1881) einen vergleichenden Blick auf literarische Gestaltungsansätze zweier Hochmeister in polnischen bzw. deutschen historischen Romanen; und zwei Beiträge von Rafał Żytyniec rücken schließlich die Rezeption des Ordens im 20. Jahrhundert in den Mittelpunkt: Er verfolgt die Tradition der diskreditierenden Stereotypen in der Literatur der kommunistischen Volksrepublik Polen sowie die Bilder, die vom Deutschen Orden nach 1949 in der Bundesrepublik und in der DDR entworfen worden sind.

Diese, wie bereits gesagt, vollständig auch auf Deutsch veröffentlichten Texte (die allerdings von einem abschließenden Fremdsprachenlektorat noch profitiert hätten) bieten allesamt vielversprechende Zugänge zu einer Problematik, deren Bedeutung für die deutsch-polnische Beziehungsgeschichte schwerlich überschätzt werden kann. Deshalb gibt es mehrere gute Gründe, diesen opulenten, mit Illustrationen, Ausklapptafeln und Beilagen attraktiv ausgestatteten und von Ryszard Bienert auch im Layout ambitioniert gestalteten Band immer wieder zur Hand zu nehmen. **St**



Museum Zamkowe w Malborku (Hrsg.)

**Katalog *Nigra Crux mala crux***

T. 1: Eseje [Aufsätze]

Redakcja naukowa: dr habil. Janusz Trupinda

Malbork 2023, 423 S., Softcover, 230,00 zł.

ISBN 978-83-969493-2-5

## »BAUEN AN DER KARRIERE«

### *Herrenhäuser und adlige Stiftungen im Preußenland des 17. und 18. Jahrhunderts*

**Sabine Jagodzinski hat erforscht, wie sich ein auf Preußen bezogener Patriotismus in repräsentativen Kunst- und Architekturzeugnissen niedergeschlagen hat. In Bezug auf das der polnischen Krone zugehörige Königliche Preußen hat sie sich damit einer Lücke in der bisherigen Forschung zur Repräsentationskultur des Adels in der Frühen Neuzeit zugewandt.**

Der nüchterne grüne Einband lässt noch nicht ahnen, dass es in diesem Buch durchaus opulent zugeht: Stattliche Herrenhäuser, vergoldete Barockaltäre und aufwendig gewirkte Grabfahnen sind einige der Gegenstände, mit denen sich die Kunsthistorikerin Sabine Jagodzinski hier beschäftigt – und alles dies gibt es in einem Tafelteil mit über 100 farbigen Abbildungen auch zu sehen.

Jagodzinskis Arbeit ist in einer Publikationsreihe des Deutschen Historischen Instituts Warschau erschienen. Sie ist das Ergebnis

eines Teilprojektes im dort angesiedelten Forschungsbereich »Regionalität und Regionsbildung«. Preußenland, die Region, um die es hier geht, stellte schon im 16. Jahrhundert kein einheitliches Territorium mehr dar. Der westliche Landesteil, das »Königliche Preußen«, war mit der polnischen Krone verbunden, aus dem östlich angrenzenden Herzogtum Preußen entwickelte sich in der Folge das Königreich Preußen.

In den Mittelpunkt gestellt hat die Autorin in *Prussiae suae bis pater* – zu Deutsch etwa »zweifach der Vater seines Preußens« – die Frage nach dem »Landesbewusstsein« des Adels während des 17. und 18. Jahrhunderts. Den Eliten von Preußenland ist immer wieder zugeschrieben worden, dass sie sich in besonderer Weise mit ihrer Herkunftsregion identifiziert hätten. Jagodzinski hat deshalb untersucht, wie sich das Selbstverständnis der Adligen in der »materiellen Repräsentationskultur, also in Beauftragung von Bau- und Kunstwerken«, spiegelte. Dabei ist gerade auch der Vergleich zwischen den beiden Landesteilen wichtig, zumal die diesbezüglichen Aktivitäten des Adels im Königlichen Preußen bisher wenig beschrieben worden sind. In der komplexen politischen Gemengelage der Region war dieses »Bauen an der Karriere«, wie Jagodzinski es anschaulich nennt, aber zugleich immer auch Teil eines noch größeren Spannungsfeldes, in dem »die Landesidentität durch andere Identifikationsebenen wie z. B. Stand oder Geschlecht, Konfession oder Bindung an die Krone ergänzt, verstärkt oder überlagert wurde«.

**PANORAMA ADLIGER LEBENSWELTEN** *Prussiae suae bis pater* zeigt zunächst die typischen Merkmale einer hochspezialisierten Fachpublikation. Es gibt ausführliche methodische Vorüberlegungen, der Fußnotenapparat mit Verweisen auf die bisherige wissenschaftliche Literatur nimmt im Einführungsteil häufig mehr als die Hälfte der Druckseiten ein. Die Kenntnis vieler Begriffe und Zusammenhänge wird vorausgesetzt. Gewissermaßen zwischen den Zeilen entstehen aber auch Eindrücke, die sich zu einem Panorama einer historischen Lebenswelt zusammenfügen. Wie in einem Gesellschaftsroman ist man mit einer Vielzahl von Namen und Akteuren konfrontiert. Exemplarisch hat Sabine Jagodzinski für ihre Arbeit einige einflussreiche Adelsfamilien aus beiden Teilen Preußens ausgewählt. Im Königlichen Preußen sind das die Häuser Przebendowski, Czapski und Działyński, im Herzogtum die Familien Dohna, Finck und Dönhoff. Von Interesse sind dabei auch die »preußisch-preußischen Kontakte innerhalb der adeligen Netzwerke über territorial-politische Grenzen hinweg«.

Unter den Herrenhäusern in beiden Teilen Preußens nimmt Adlig Neudorf der Familie Czapski im Buch recht breiten Raum ein, ist es doch eines der wenigen Beispiele, dessen »Baugeschichte relativ lückenlos nachvollzogen werden kann«. Der Ursprungsbau war ein wehrhafter Wohnturm des 15. Jahrhunderts. Bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war daraus durch mehrfache Um- und Ausbauten eine barocke Anlage mit einem H-förmigen Grundriss geworden. Bauherr Jan Ansgary Czapski habe damit zwar einerseits auf eine höhere repräsentative Wirkung gezielt, um »seiner wachsenden Bedeutung« Ausdruck zu verleihen, doch andererseits sei stets am Muster eines »einfachen Landsitzes« festgehalten worden, um den Eindruck der »Bodenständigkeit« zu wahren. Für die Frage nach der Identität des Adels ist Adlig Neudorf deshalb ein charakteristisches Fallbeispiel. Derselbe Jan Ansgary Czapski, der im Königlichen Preußen die Stellung eines Kronschatzmeisters innehatte, ließ in Gzin bei Thorn aber bis 1742 auch einen Neubau errichten, der heute nicht mehr erhalten ist. Es handelte sich um ein Schloss nach Art eines italienischen Palazzo, an dem Jagodzinski »direkte Anleihen bei römischen sakralen Vorbildern« feststellt: Der Giebel des Mittelrisalits gleicht in für die Region ungewöhnlicher Weise dem der römischen Jesuitenkirche *Il Gesù*.

Nicht weniger aussagekräftig war die Ausstattung der Herrenhäuser, so zum Beispiel in Schlobitten im Königreich Preußen. Auf dem Familiensitz der Dohna seien Porträtgalerien genutzt worden, um »die Verknüpfung von Land und Familie besonders auffällig« werden zu lassen. Alexander zu Dohna zeigte in Schlobitten die Porträts von Familienmitgliedern zusammen mit Angehörigen der Hohenzollern, um die verwandtschaftlichen Beziehungen zum Herrscherhaus zu betonen. Auch Gegenstände, deren Sinn heute nicht mehr auf Anhieb zu erkennen ist, spielten eine wichtige repräsentative Rolle. Dazu gehörten die unter den adeligen Eliten der Zeit populären Grabfahnen, mit denen das Zeremoniell eines Begräbnisses feierlich ausgestaltet wurde und die danach der Memoria dienten, der standesbewusst geplanten Erinnerung an den Verstorbenen. Die lateinische Losung, die dem Buch den Titel gegeben hat, stammt von einem solchen Stück, das für den 1643 verstorbenen Paweł Jan Działyński gefertigt worden ist und sich heute im Diözesanmuseum in Thorn befindet.

**GLEICHE STRATEGIEN, DOCH UNTERSCHIEDE IM DETAIL** Angesichts des vielschichtigen Themas und der »heterogenen«, also nicht ganz einfachen Quellenlage geht es in einer Studie wie dieser nicht ohne Speku-



FOTOS: SABINE JAGODZINSKI

Adlig Neudorf (Nowa Wieś Szlachecka), Gartenseite mit Wappen der Czapski, Zustand 2019



Danzig, Stadthaus Langgasse 12 (»Uphagenhaus«) mit angrenzenden Gebäuden Nr. 11 und Nr. 13, Zustand 2019

lation. Die Motive der Adligen für Bauprojekte und Stiftungen lassen sich in der Regel nur indirekt erschließen. So bewegen sich viele Thesen der Autorin im ungesicherten Terrain zwischen »sicherlich« und »ist zu bezweifeln«, bemühen sich aber um Zurückhaltung, wo zuvor andere Forscher »wohl zu weit« gegangen seien. Die Ergebnisse gestalten sich dann auch so kleinteilig, dass sie sich hier nicht im Einzelnen wiedergeben oder gar diskutieren lassen.

Der Vergleich zwischen den Repräsentationskulturen des Adels im Königlichen Preußen und dem Herzogtum bzw. späteren Königreich Preußen zeigt aber, dass in beiden Territorien nach den »gleichen Grundmustern« vorgegangen worden sei, die Differenzen sich dagegen in »unterschiedlichen Details und unterschiedlicher Intensität« bei der Beauftragung von Bau- und Kunstwerken zeigten. Recht eindeutig fällt der Befund aus, dass es im östlichen Landesteil nach dessen Erhebung zum Königreich Preußen im Jahr 1701 eine intensivere Bautätigkeit gegeben habe: Die Standeserhöhung habe dazu geführt, dass auch adlige Familien mit Bezug zum Herrscherhaus ihren dementsprechend erhöhten Rang darzustellen suchten.



Neumark (Nowe Miasto Lubawskie), Thomaskirche, Abraham van den Blocke, Grabmal für Mikołaj Działyński, 1604, Zustand 2018



Neumark (Nowe Miasto Lubawskie), Thomaskirche, Działyński-Kapelle, Heiligkreuzaltar, Mitte 17. Jh., Zustand 2018



Gubin (Gubiny), Kreuzerhöhungskirche, Hochaltar mit Stifterkartusche, 1732/33, Zustand 2019

Die größere stilistische Vielfalt der adligen Bauten im Königlichen Preußen bringt die Autorin mit einer stärker ausgeprägten Unabhängigkeit der Bauherren von der Polnischen Krone, aber auch mit deren geringerer gesamtstaatlicher Bedeutung zusammen.

Auffällig seien auch die Unterschiede bei den adligen Stadthäusern in den Hauptstädten Danzig und Königsberg, obwohl genaue Daten zu den Wohnsitzen für beide Städte nur mit Schwierigkeiten zu erheben seien. In Danzig wohnten der Adel und die städtischen Patrizier gewissermaßen als »Nachbarn« nebeneinander, bevorzugt im symbolischen Zentrum um den Langen Markt herum. In Königsberg dagegen lässt sich – trotz des Verlustes aller Bausubstanz aus der Frühen Neuzeit – noch nachweisen, dass die adligen Familien ihre Stadthöfe nahe am Schloss des Landesherrn errichteten. Dementsprechend »dominierte in Königsberg höfische Kultur im städtischen Rahmen«. Nichts davon jedoch in Danzig: Eine fürstliche Residenz als Zentrum gab es nicht. War der polnische König in der Stadt, was im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts immer seltener vorkam, wurde ihm seitens des Rates eine standesgemäße Unterkunft am Langen Markt zur Verfügung gestellt.

Auch im kirchlichen Kontext versuchten die adligen Familien ihre Positionen zu markieren. Das geschah in beiden Teilen des Preußenlandes weniger in den großen Städten als vielmehr in den Guts- oder Dorfkirchen. Im Königlichen Preußen entfaltete sich dabei ein »regionsprägende[s] Stifterwirken«. Bekenntnisse zur katholischen Gegenreformation waren dabei ein wesentlicher Inhalt, und der katholische Adel förderte auch den Marienkult, um einer »übergreifenden adligen und katholischen Gruppenidentität« Ausdruck zu verleihen. Insgesamt schufen die adligen Familien damit »einen katholischen Wirkraum, der Ausdruck ihrer geistlichen wie klein-regionalen Identifikation innerhalb des Königlichen Preußen war«. Die Verschiedenheit der Konfessionen zwischen Auftraggeber und Künstler spielte nur eine geringe Rolle, protestantische Goldschmiede stellten zum Beispiel prächtige Strahlenmonstranzen für zahlungskräftige katholische Auftraggeber her.

Auch im Herzogtum bzw. Königreich Preußen gab es in lutherischen oder reformierten Kirchen Stiftungen der Dohna, Dönhoff

und Finck, darunter Kunstwerke, Altäre und Glocken. Ebenso wie im Königlichen Preußen entstanden Patronatskirchen, in denen die Adligen eine Schirmherrschaft übernahmen, für die Unterhaltung der Kirchen und zum Teil auch die Besoldung der Pfarrer aufkamen und im Gegenzug besondere Sitzplätze im Kirchenraum sowie gut sichtbare Grablagen erhielten. Einfache Pfarrkirchen konnten so zu Mittelpunkten lokaler Herrschaft werden. Im Wesentlichen – folgert die Autorin – sei »die jeweilige konfessionelle Identität mit Hilfe derselben Strukturen abgegrenzt«, und sie hält fest, dass im »Grenzgebiet zwischen dem Königlichen und dem Herzoglichen Preußen [...] die lokale Demonstration der Herrschaftsverhältnisse und gesellschaftlichen Strukturen offenbar besonders wichtig« gewesen sei.

Preußenland wurde schon im 17. Jahrhundert längst nicht mehr als Einheit wahrgenommen, gleichwohl seien »die Bindungen der Adelsspitzen an den jeweiligen Landesteil erhalten« geblieben, lautet ein Fazit Jagodzinski. Insgesamt sei aber der »Lokalpatriotismus der Adelselite« im Herzogtum stärker ausgeprägt gewesen als im Königlichen Preußen und dort in der Folge durch die Rangerhöhung zum Königreich Preußen noch verstärkt worden. Auf einer ganz anderen Ebene bewegt sich dagegen die Einsicht, mit der das Buch schließt: wie wichtig »die Inventarisierung von Kunst- und Bauwerken ist, um weitergehende Fragen überhaupt stellen und bearbeiten zu können«. Hierbei hofft Sabine Jagodzinski auf internationale Kooperationsprojekte, »bevor noch mehr der gefährdeten materiellen Substanz verloren ist«.

st Alexander Kleinschrodt



Sabine Jagodzinski

**Prussiae suae bis pater.**  
Adlige Repräsentationskulturen in beiden Teilen Preußens (17./18. Jh.)

DHI Warschau Quellen und Studien, Bd. 41

Wiesbaden: Harrassowitz 2024

366 S., geb., € 89,00

ISBN 978-3-447-12074-6

# Der Holzmarkt in Danzig – *Targ drzewny w Gdańsku*, oder: Nationalisierung des städtischen Raumes

Von Katja Bernhardt

## Teil II: Das Sobieski-Denkmal in Lemberg (1898)



Danzig / Gdańsk, Holzmarkt / Targ Drzewny, Denkmal Jan III. Sobieski, Aufnahme 2024

## Ein Reiter mit Anspruch

Besucht man den Holzmarkt, den Targ Drzewny, in Danzig, so wird man ziemlich genau dort, wo einst das Kriegerdenkmal stand (das in der letzten WP-Ausgabe Gegenstand der Darstellung war), ein gänzlich anderes Denkmal finden. (Abb. 1) Es ist anspruchsvoll. Auf einem hohen Steinsockel steht ein in Bronze gegossenes Standbild eines Reiters. Er ist in ein geschlossenes Gewand mit langen Ärmeln gekleidet, über das ein an den Ärmeln aufgeschnittener Mantel geworfen ist. Der Kopf ist mit einer federgeschmückten Mütze bedeckt. Leicht zur Seite gedreht hält der Reiter mit seiner Linken die Zügel des Pferdes und streckt mit seiner Rechten einen Gefechtsstab in die Höhe. Von seinem Gürtel hängt ein mächtiges Schwert herab. Unter dem sich mit beiden Vorderhufen aufbäumenden, kurbettierenden Pferd sind ein zertrümmertes Rad, ein zeretzter Munitionskorb und ein Kanonenrohr aufgehäuft. Inmitten dessen liegt eine Fahne, die sich mit dem Halbmond an der Spitze ihres Mastes als Standarte einer türkischen Truppe zu erkennen gibt.

Dem unbedarften Betrachter weist der Sockel eine Orientierung; denn die Inschrift »Królowi Janowi III. / Miasto Lwów / MDCCCXCVIII.« auf der Hauptansicht des Sockels informiert darüber, dass das Denkmal dem König Jan III. (1629–1696) – zu ergänzen ist: Sobieski – von der Stadt Lemberg im Jahre 1898 gewidmet worden sei. Und richtig, an der vorderen Schmalseite des hohen Sockels prangt, hinterfangen von einem Waffenfeld, das Wappen des Königreiches Polen-Litauen, bekrönt vom polnischen Adler. An der hinteren Schmalseite wiederholt sich das Motiv, nur wird hier die sogenannte Janina, eine Wappenform des polnischen Adels – hier als Wappen der herzoglichen Familie Sobieski –, gezeigt. In die Rückseite des Sockels aber sind, jeweils mit einer Jahreszahl versehen, Namen von zwanzig Orten gemeißelt, deren Bedeutung sich nicht unmittelbar vermittelt. (Abb. 2)

Auf den ersten Blick erscheint die Sache einfach: Sobieski wird uns – das königliche Wappen und die königlichen Insignien im Fries über dem Sockelschaft lassen daran keinen Zweifel – als polnischer König und als siegreicher, über seine Feinde triumphierender Feldherr präsentiert. Nicht aber in königlichem Gewand oder in Rüstung



Abb. 2: Danzig / Gdańsk, Holzmarkt / Targ Drzewny, Denkmal Jan III. Sobieski, Rückseite, Sockel, Aufnahme 2024

wird er hier gezeigt, sondern mit Kontusz (Untergewand), Żupan (Mantel) und Kołpak (Mütze) als Vertreter des polnischen Adels ausgewiesen, und auch die Janina legt hierauf Wert. Vor allem aber: Warum steht dieses Denkmal in Danzig (Gdańsk)? Diese Geschichte ist nicht schnell erzählt. Sie führt noch weiter hinein in die vielschichtige Historie des östlichen Europas, die vor dem Hintergrund des andauernden Krieges Russlands gegen die Ukraine einmal mehr Aufmerksamkeit verlangt. Die Inschrift lenkt uns dabei in diesem Teil des Beitrages nach Lemberg (ukr. L'viv, poln. Lwów), bevor im dritten Teil der Bogen wieder nach Danzig geschlagen wird.

Nehmen wir also den Faden auf, der mit der Widmung gelegt ist! 1898 löste der Lemberger Stadtrat ein Versprechen ein, das er sich 15 Jahre zuvor selbst gegeben hatte, nämlich jährlich 1.000 Gulden / Złoty für die Errichtung eines Denkmals zu Ehren des polnischen Königs zurückzulegen. Im Jahr 1893 war das Geld offenbar beieinander, und der Stadtrat beauftragte den Lemberger Bildhauer Tadeusz Barącz (1849–1905), der sich selbst dafür angeboten hatte, das Denkmal in Stein auszuführen, modifizierte jedoch schon ein Jahr später den Auftrag und bat um ein Werk, das in Bronze gegossen sei. Den Sockel stellte Julian Markowski (1846–1903) her.

Ausdauer und Aufwand dieses langjährigen Projektes hatten einen gewichtigen Anlass. 1883 – in jenem Jahr, in dem der Beschluss des Stadtrates gefallen war – war das 200-jährige Jubiläum des Entsatzes von Wien begangen worden; also jener Schlacht am 12. September 1683 am Kahlenberg, in der die Belagerung der Stadt Wien durch türkische Truppen, geführt von Großwesir Kara Mustafâ (1634/35–1683), erfolgreich beendet worden war. Die entscheidenden militärischen Züge, die zum Erfolg der kaiserlichen Truppen und ihrer Verbündeten beigetragen hatten, waren von Herzog Karl V. von Lothringen (1643–1690) und vom polnischen König Jan III. Sobieski geführt worden. Das 200-jährige Jubiläum dieser Schlacht wurde im September 1883 in Österreich feierlich begangen, zunächst in Wien, einige Tage später in Krakau und ebenso in der Hauptstadt des Königreiches Galizien und Lodomerien, in Lemberg.<sup>1</sup> Das Projekt des hiesigen Stadtrates verstetigte jedoch das Gedenken über ein weiteres Jahrzehnt hinaus und gab ihm in der feierlichen Einweihung des Reiterstandbildes am 20. November 1898 schließlich einen neuen Höhepunkt.<sup>2</sup> Was veranlasste also die Lemberger Stadtväter, die Mühen dieser Denkmalsetzung auf sich zu nehmen? Welche Funktionen hatte die physische Vergegenwärtigung Sobieskis und seiner Taten Ende des 19. Jahrhunderts in der und für die Stadt Lemberg bzw. Galizien zu erfüllen?

## Ein »Bollwerk des Christentums«

Die Schlacht am Kahlenberg bei Wien galt als Ereignis, mit dem die Expansion des Osmanischen Reiches in Europa gestoppt und mit dem – so der Duktus der Zeit – das christliche Europa vor dem weiteren Vordringen der »Barbaren« bewahrt werden konnte. Ohne Zweifel war die Erinnerung hieran der unmittelbare Anlass des Lemberger Denkmalprojektes. Jahr und Ort der Schlacht finden sich in der Liste auf der Rückseite des Denkmals, wo sich die anderen neunzehn Orte und Jahre nunmehr weiteren siegreichen Schlachten Sobieskis zuordnen lassen – gegen Kosaken, Tataren und Osmanen. Der König wurde also für mehr als nur für seinen Erfolg am Kahlenberg gepriesen. (Abb. 2)

Eine erste Perspektive auf diesen breiteren Horizont eröffnet ein Blick nach Wien. Auf dem dortigen Heldenplatz steht ein Reiterstandbild Prinz Eugens von Savoyen (1663–1736), der wie Sobieski

ein kurbettierendes Pferd führt, das sich ebenso über einem Waffenkorb und niedergeworfenen türkischen Standarten aufbäumt. Auch der Sockel, obgleich höher und tektonischer in seiner Auffassung, ist dem des Sobieski-Denkmal im Aufbau, in der Ornamentik und seiner neobarocken Anmutung verwandt. Die Parallelen zwischen beiden Denkmälern in Typus, Form, Ikonografie und Stilistik sind auffallend. (Abb. 3)

Das monumentale Denkmal Prinz Eugens, der hier als Feldherr präsentiert wird, ist ein Werk der Wiener Bildhauer Anton Dominik Fernkorn (1813–1878) und Franz Pönninger (1832–1906) und war 1865 in der Hauptachse der Wiener Hofburg platziert worden. Es ist also das ältere. Auch Prinz Eugen hatte – sehr jung noch – an der Schlacht am Kahlenberg teilgenommen. Der Ruhm, der ihn in Wien zu Bronze werden ließ und ihm die Aufstellung an einem derart repräsentativen Ort eröffnete, ging jedoch eher auf seine späteren siegreichen Feldzüge zurück. In ihm, dem »Türkenkrieger«, verkörperte sich im Habsburger Reich die Erinnerung an die Kriege gegen das türkische Heer, und er stand in diesem Sinne symbolisch für die Verteidigung und Einheit der österreichischen Territorien.<sup>3</sup>

Der Bezug, den Barącz und Markowski in der Gestaltung ihres Werkes auf das Prinz-Eugen-Denkmal nahmen, lässt sich zunächst als Anverwandlung verstehen. Suggestiv wird auf den gemeinsamen – österreichischen und polnischen – Kampf gegen die Feinde des christlichen »Abendlandes« angespielt und der Gedanke der Einigkeit in den formalen Ähnlichkeiten vorgeführt. Die Erinnerung an den Entsatz von Wien erscheint in diesem Sinne allgemein als Verteidigung der »westlichen Zivilisation« abstrahiert, und das damit artikulierte Selbstverständnis wurde auf die Gegenwart projizierbar. Der Feind, gegen den es sich aus Sicht Galiziens zum Ende des 19. Jahrhunderts zu positionieren galt, war jedoch weniger das Osmanische Reich als vielmehr Russland. Dessen latenter Einfluss auf die ruthenische Bevölkerung im Land, etwa unter den sogenannten Russophilen, wurde insbesondere aus polnischer Sicht und nicht zuletzt mit Blick auf die hart durchgreifende Russifizierung im russischen Teilungsgebiet, dem Königreich Polen, als Gefahr wahrgenommen und war Gegenstand nationalpolitischen Kalküls in Österreich, das um seine Integrität besorgt war.<sup>4</sup>

So kann das Lemberger Sobieski-Denkmal samt seinen suggestiven Bezügen zum Wiener Denkmal, und zwar als eine historisch argumentierende Aktualisierung des Gedenkens an die »Türkenkriege«, als Loyalitätsbekundung gegenüber der österreichischen Idee und österreichischen Sendung verstanden werden. Eine Loyalitätsbekundung allerdings, die in der Anverwandlung zugleich die Ebenbürtigkeit Sobieskis demonstrativ vorführte. Dessen herausragende Rolle in der Abwehr der türkischen Truppen bzw. eben allgemeiner: der Feinde des »abendländischen« Christentums war den polnischen Eliten ein zentraler identifikatorischer Bezugspunkt geworden, und er wurde, da sich die Elite als Repräsentanten derselben begriff, für die Nation an sich in Anspruch genommen. Polen sei das »Bollwerk des Christentums«, das »Antemurale Christianitatis«. Der Entsatz von Wien wurde dabei als »die größte Tat, welche Polen für das Wohlergehen der Menschheit erbracht hat«, gefeiert.<sup>5</sup>

### Ein König für die Gegenwart

Es ging mit diesem Denkmal also ebenso um die Verortung des seit 1795 vollständig unter Preußen, Russland und Österreich aufgeteilten Polens in der Geschichte und in der Gegenwart, und zwar – wie es

*Fr. Barącz, Heldenplatz*  
Wien. Prinz Eugen Reiterstatue von Fernkorn.

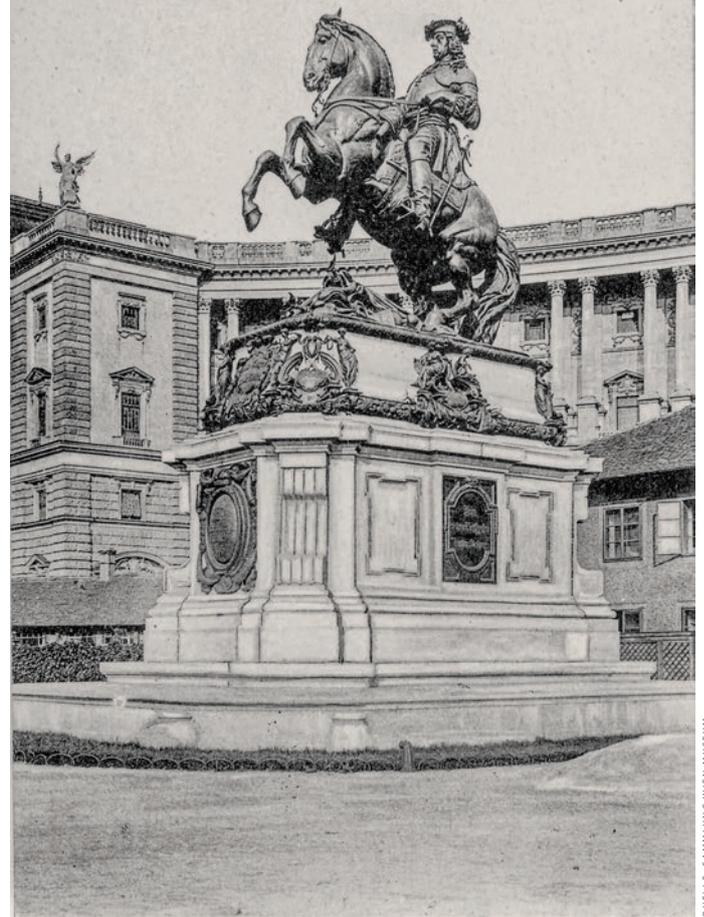


Abb. 3: Wien, Heldenplatz, Denkmal Prinz Eugen, Ansichtspostkarte, Sperlings Postkartenverlag, um 1908

zeitgenössisch hieß: der »westlichen Zivilisation«. Eine Selbstverortung, die anerkannt werden wollte und von der Ansprüche abgeleitet wurden. Die Konturen dieser Bestrebungen treten in einer zweiten Perspektive hervor.

Der zeitgenössische wissende Betrachter wird unzweifelhaft in dem Reiter Jan III. Sobieski erkannt haben. In zahlreichen gemalten und gedruckten Bildwerken und plastischen Arbeiten hatte sich über die Jahrhunderte hinweg eine Vorstellung des Königs herausgebildet, die ihn in seiner Physiognomie und in der Art, wie und womit er wiedergegeben wurde, leicht identifizieren ließ. Das Lemberger Denkmal schloss darüber hinaus unmittelbar an ältere Reiterdarstellungen Sobieskis an – an das von einem nicht bekannten Künstler 1693 in Gips angefertigte Reiterstandbild im Schloss Wilanów ebenso wie an das 1788 von André le Brun (1737–1811) und Francois Pinck (1733–1798) geschaffene und im Warschauer königlichen Park Łazienki aufgestellte steinerne Reiterbild.<sup>6</sup> (Abb. 4) In Krakau war zudem im Rahmen der Jubiläumsfeierlichkeiten 1883 an der Außenseite der Marienkirche ein Bronzerelief mit dem Bild des reitenden Sobieski enthüllt worden.

Barącz nahm im Lemberger Denkmal die Konventionen, die sich in diesen Darstellungen etabliert hatten, auf. Er überführte sie aber in der Wahl des Materials – der Bronze – und der Art der plastischen Ausführung – der Vollplastik – in einen repräsentativeren Typus, den des ehernen, vollplastischen Reiterstandbildes. Und so war es zwar rhetorische Zuspitzung, aber auch nicht ganz falsch, wenn der *Dziennik Polski*, das Lemberger polnische Tageblatt, am Tag der Enthüllung feststellte, dass man erst jetzt, zweihundert Jahre später, der



Abb. 4: Warschau, Park Łazienki, Denkmal Jan III. Sobieski, Ansichtspostkarte, vor 1939

Pflicht einer angemessenen Erinnerung an den König und Erretter des Christentums nachgekommen sei.<sup>7</sup> Die Änderung des Auftrages, mit der der Lemberger Stadtrat 1894 von Barącz statt eines steinernen ein bronzenes Bildwerk bestellte, war also programmatisch!

Als Medien anschaulicher Machtausübung und -legitimation repräsentierten Reiterstandbilder dieser Art seit Jahrhunderten den Herrscher in seiner Abwesenheit. Im 19. Jahrhundert erlebte dieser Typus eine neue Hochzeit, wobei er für die Bedürfnisse der modernen Gesellschaft aktualisiert und dabei mal einer imperialen – man denke an das Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Danzig –, mal – wie zu zeigen sein wird – einer nationalen Sinngebung unterzogen wurde. Sobieski wurde also nicht nur als Verteidiger des christlichen »Abendlandes« präsentiert, sondern mit dem ehrenvollen Typus des überlebensgroßen, bronzenen Reiterstandbildes demonstrativ im Reigen der großen europäischen Herrscher positioniert.

Knapp zweihundert Jahre nach dem Tode Sobieskis ging es freilich nicht um die Repräsentation des tatsächlich herrschenden Königs, ebenso wenig ging es um eine historisch argumentierende Legitimierung einer dynastischen Nachfolge. Um einen Herrschaftsanspruch ging es gleichwohl. Die konkrete Gestaltung des Standbildes mit seinen neobarocken Anmutungen und formalen Rückgriffen auf ältere plastische Darstellungen lassen sich dabei als rhetorische Mittel verstehen. Mit ihnen wurde die Anciennität und die einstige Größe der polnischen Nation in der Person des Königs im wahrsten Sinne des Wortes vor Augen geführt. Das wurde zeitgenössisch von Kommentaren begleitet, in denen Sobieski als der letzte große polnische König stilisiert wurde; alles Nachfolgende sei nur noch Niedergang gewesen, der in die Polnischen Teilungen gemündet sei.<sup>8</sup> Beides, die Demonstration der königlichen Würde Sobieskis und damit Polens und die Klage über den Verlust derselben, bildete ein dialektisches Paar, das Sinn und Ziel in der Gegenwart hatte. (Abb. 5)

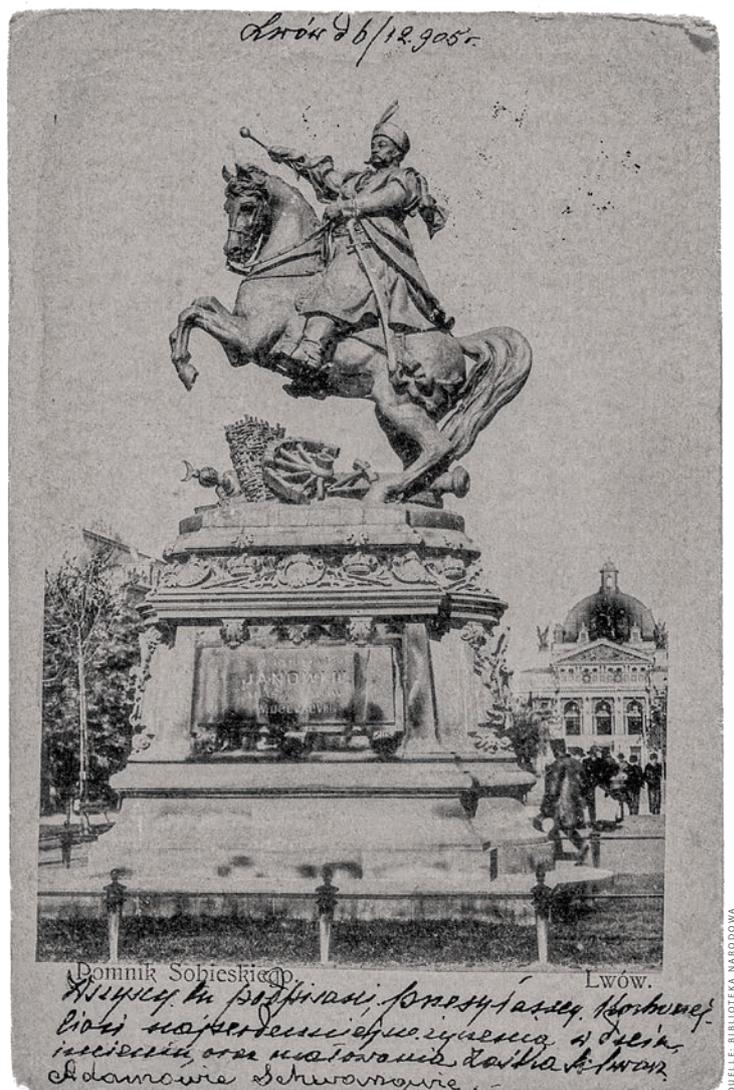


Abb. 5: Lemberg, Sobieski-Denkmal mit dem Theater im Hintergrund, Ansichtspostkarte, vor 1918

Die Niederlagen Österreichs in den kriegerischen Auseinandersetzungen des 19. Jahrhunderts – insbesondere der sogenannte Deutsch-deutsche Krieg von 1866, der im Danziger Kriegerdenkmal als Sieg gefeiert wurde – hatten grundlegende Reformen im Habsburger Reich nach sich gezogen. Mit der sogenannten Dezemberverfassung von 1867 war u. a. der rechtliche Status der Länder Österreichs neu geregelt und dabei auch das Königreich Galizien und Lodomerien mit Rechten der Selbstverwaltung ausgestattet worden. Diese wurde von den polnischen Eliten wahrgenommen. Die Hoffnung und der Anspruch auf umfassende Unabhängigkeit, wenigstens für diesen Teil des einstigen Polens, war damit dennoch nicht erfüllt. Das Denkmal war so einerseits in seiner Präsenz Ausdruck der erlangten Quasiautonomie. Mit dem dezidierten Verweis auf die königliche Ebenbürtigkeit Sobieskis und auf die Rolle Polens für das christliche »Abendland« wurde allerdings ebenso dem noch nicht erfüllten Anspruch auf tatsächliche Unabhängigkeit Nachdruck verliehen; es wurde Loyalität gegenüber der Loyalität eingefordert, die Polen als »Bollwerk des Christentums« noch immer unter Beweis stelle.<sup>9</sup>

### Eine Nation für alle

Sobieski wird im Lemberger Denkmal aber nicht nur als Feldherr und königlicher Herrscher vorgeführt, sondern mit Kontusz, Żupan und Kołpak ebenso markant als Vertreter des polnischen Adels, der Szlachta. Die Tracht war für die Zeit Sobieskis historisch genau. Sie fungierte im Denkmal aber ebenso als Medium der Identifikation, denn im Laufe des 19. Jahrhunderts hatte sie als »polski strój« (Polnische Tracht) die Bedeutung eines nationalen Bekenntnisses angenommen. Und so erschienen die offiziellen Vertreter der Stadt zu den Feierlichkeiten der Denkmalsenthüllung in Kontusz und Żupan. Damit gewann ein Habitus sichtbare und symbolische Form, mit dem performativ eine Brücke zwischen Geschichte und Gegenwart geschlagen wurde. Sie verweist darauf, wie eng die Idee einer polnischen Nation auch am Ende des 19. Jahrhunderts noch mit der Vorstellung des polnischen Adels verbunden war.

Die Feierlichkeiten und die verschiedenen Initiativen zum Jubiläum des Entsatzes von Wien 1883 hatten jedoch bereits angezeigt, dass hier etwas in Bewegung geraten war. Mit gezielten Aktionen war die Erinnerung an Sobieski in die breitere Masse getragen worden, und trotz eines scharf geführten Streites und der Sorge, dass das Niveau leiden würde, waren auch Bauern zu den dreitägigen Feierlichkeiten des Jubiläums 1883 nach Krakau eingeladen worden.<sup>10</sup> Auch die Denkmalsenthüllung in Lemberg fünfzehn Jahre später war mit einer Veranstaltung des »Künstlerisch-literarischen Zirkels« am Vorabend, mit einem großen Zug von Korporationen, Schulen und Handwerksinnungen, einem feierlichen Gottesdienst, der öffentlichen Enthüllung, mit einem Empfang im Rathaus und am Abend bei der Familie des Stadtpräsidenten, mit nachmittäglichen Theateraufführungen und Lesungen und schließlich mit der abendlichen Illumination des enthüll-

ten Werkes so choreografiert worden, dass einerseits für die Eliten exklusive Gelegenheiten geschaffen wurden und andererseits die städtische Bevölkerung in der Breite an dem Ereignis teilhatte und angehalten wurde, sich mit dem vom Stadtrat initiierten Erinnerungsprojekt zu identifizieren.

In Galizien, zumal in dessen Osten, wo der Anteil einer Bevölkerung, die sich nicht nur sozial, sondern auch in Sprache, Kultur und Konfession von der polnischen Oberschicht unterschied, war damit mehr als nur die sukzessive Verankerung der nationalen Idee in der breiten Masse verbunden. Den polnischen Initiatoren war es vielmehr daran gelegen, die Erinnerung an die Kämpfe gegen die Türken zugleich als Vehikel der Integration von Polen und vor allem Ukrainern zu nutzen. Argumentatives Mittel war einerseits ein Panslawismus, bei dem das westliche, »zivilisierte« Slawentum vom einem östlichen »tyrannischen« – gemeint war Russland – abgegrenzt wurde. Andererseits wurde mit der Redewendung »Gente Rutheni, Natione Poloni« (Dem Stamme nach Ruthenen, der Nation nach Polen), die gelegentlich auch die Litauer einschloss, auf die einstige Polnische Adelsrepublik, die Rzeczpospolita, angespielt, in der die verschiedenen Völker sich zugleich der übergeordneten polnischen Nation zugehörig gefühlt hätten.<sup>11</sup>

### Eine polnische Hauptstadt

Das Denkmal an sich ließ durchaus Spielraum für eine solche Deutung, und dennoch nahm es einen exklusiv polnischen Charakter an. Für die Beschreibung dessen bedarf es einer weiteren Perspektive: Wie auch in Danzig für das Kriegerdenkmal so war auch für das Sobieski-Denkmal in Lemberg mit seiner Aufstellung auf den Wały Hetmańskie, den Hetmanswällen (heute ukr.: Prospekt Swobody), ein prägnanter Ort in der Stadt gefunden worden. (Abb. 6) Mit diesem breiten Boulevard westlich der Altstadt hatte sich das urbane Leben des 19. Jahrhunderts an Stelle der alten Festungswälle einen repräsentativen Raum geschaffen. Eine breite, baumbestandene Promenade trennte zwei Straßenzüge, die von Banken, Büro- und Geschäftshäusern gesäumt waren. (Abb. 7)

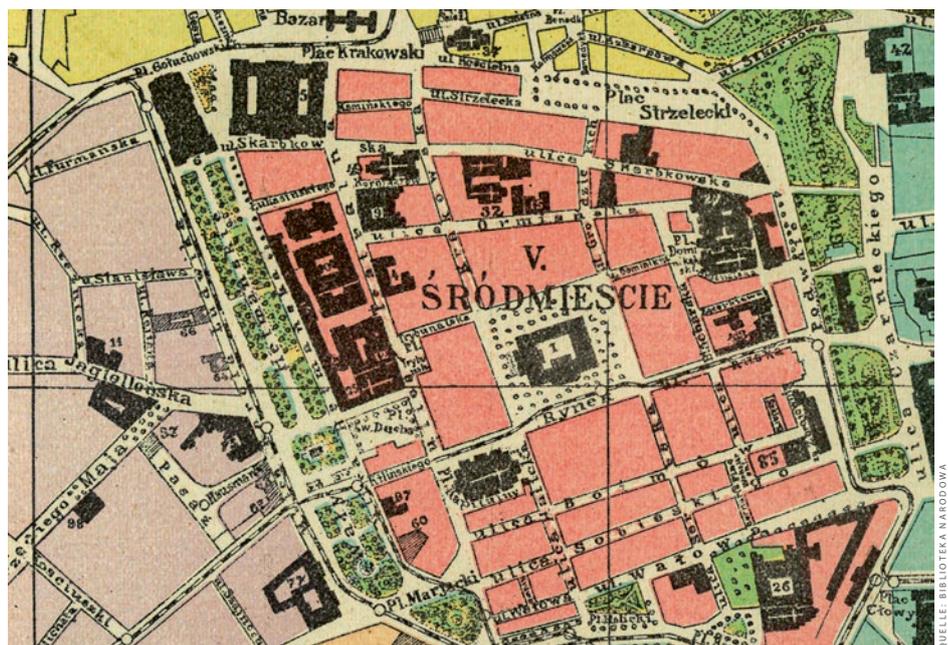


Abb. 6: Stadtplan der königlichen Hauptstadt Lemberg, ca. 1900, Ausschnitt

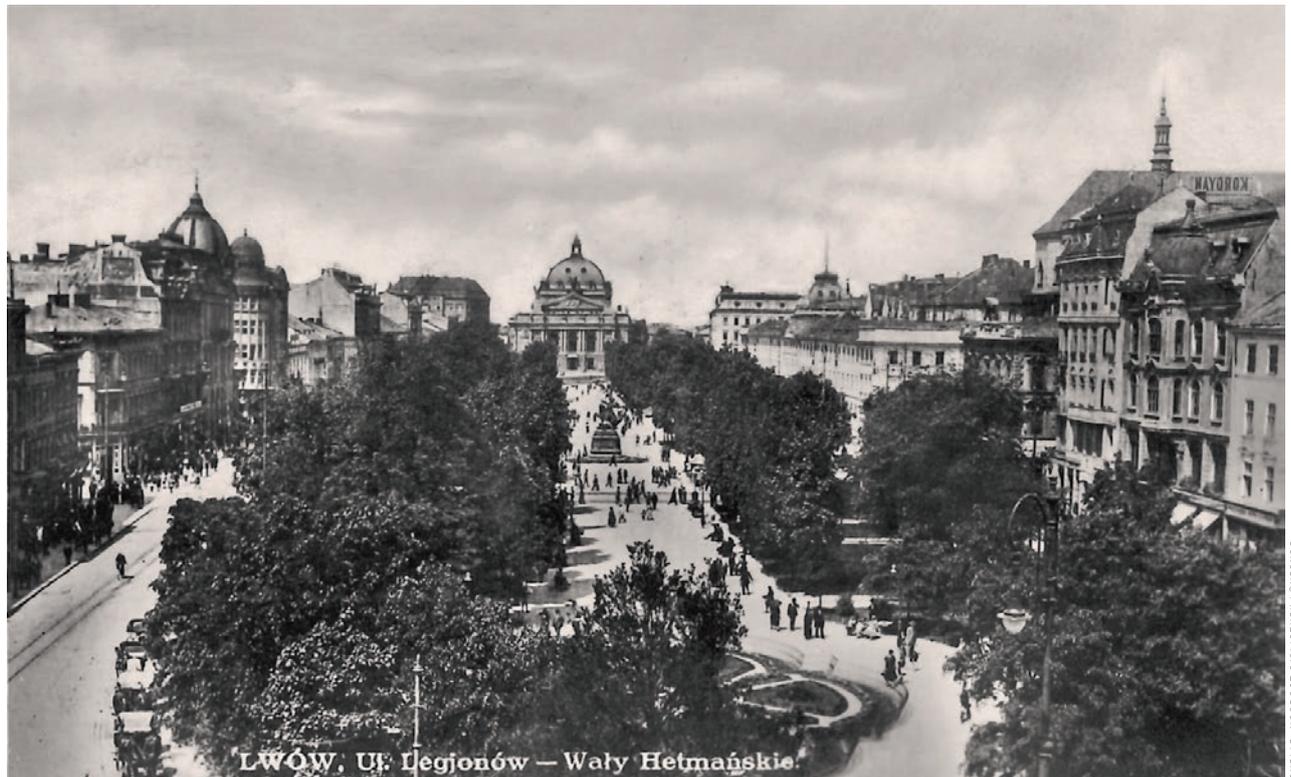


Abb. 7: Lemberg, Hetmanswalle, Ansichtspostkarte, vor 1929

Das Sobieski-Denkmal wurde in der Mitte dieser Achse aufgestellt, und zwar da, wo sich die östlich gelegene Altstadt mit dem Heiligen-Geist-Platz (historisch poln.: pl. Św. Ducha, heute ukr.: pl. Iwanu Pidkowi) zu den Hetmanswällen nach Westen hin öffnete. In seiner Hauptansicht wurde es vom Städtischen Theater im Norden hinterfangen (Abb. 5), das sich zum Zeitpunkt der Denkmalsenthüllung im Bau befand. Am südlichen Ende der Promenade schloss sich nach einem leichten Knick in östliche Richtung ein Platz an, auf dem 1904 ein Denkmal für den polnischen Nationaldichter Adam Mickiewicz (1798–1855) eingeweiht wurde. Damit war das Sobieski-Denkmal auf dieser Achse zwischen zwei Orten eingespannt, mit denen sich das moderne polnische Nationalverständnis im Lemberger Stadtraum präsentierte. Kam man hingegen von Westen, etwa vom Bahnhof oder dem Stadtpark, auf das Stadtzentrum zu, so sprengte einem der König vor der Altstadtkulisse entgegen. (Abb. 8) Im Lichte der abendlichen Illumination – so der Bericht vom Tag der Denkmalsenthüllung – sei Sobieski vor diesem Hintergrund wie ein Geist aus der Vergangenheit auferstanden.<sup>12</sup>

Um diesen Moment der Vergewärtigung ging es und darum, dass dieser Moment seinen Ort in Lemberg hatte. Mit Stolz verwies der Oberbürgermeister Godzimir Małachowski (1852–1908) in seiner Rede zur Denkmalsenthüllung darauf, dass die Familie Sobieskis aus der Region stamme, in der Jan III. in Olesko geboren worden sei. Sobieski sei nicht erst als König Lemberg wie keiner anderen polnischen Stadt verbunden gewesen, habe sie privilegiert und für ihren Schutz gesorgt. Die oben skizzierte Bedeutung Sobieskis erscheint hier absichtsvoll mit dem Schicksal Lembergs verwoben.<sup>13</sup> Die Selbstverwaltung der Stadt lag seit den 1860er Jahren weitestgehend in der Hand der polnischen Eliten. In deren Politik verklammerte sich eine praktische Modernisierung der Stadt mit einer ebenso programmatischen wie sinnlich anschaulichen symbolischen Deutung und Besetzung des Stadtraums. Darin artikuliert sich die

Idee, dass Lemberg als Hauptstadt eines quasiautonomen Landes »über das Wohlergehen der gesamten Nation zu wachen« und »als polnische (Ersatz-)Hauptstadt zu fungieren« habe.<sup>14</sup> Dem Sobieski-Denkmal kam dabei die Funktion zu, diese Polonisierung des Stadtraumes sinnfällig in der historischen Tiefe zu verankern, dabei die Geschichte mit all den beschriebenen Mitteln zu evozieren und sie mit der Gegenwart symbolisch und räumlich zu verklammern. In seinem engeren und weiteren stadträumlichen und im konkreten historischen Kontext seiner Enthüllung war das Denkmal somit Teil der Manifestation eines modernen polnischen Nationalverständnisses. Vor diesem Hintergrund und mit Blick auf die sich seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts herausbildende ukrainische nationale Bewegung fehlte der diskursiven Beschwörung der Idee der alten, überwölbenden polnischen Republik, der Rzeczpospolita, nun allerdings die Überzeugungskraft. Die ukrainischen Eliten distanzieren sich weitgehend vom Denkmalprojekt.

Mit diesen gewichtigen Bedeutungsschichten versehen, ist es durchaus erstaunlich, dass das Denkmal die politischen und staatlichen Umbrüche der folgenden Jahrzehnte am Ort überdauerte. Die sowjetische und die nationalsozialistische Macht präsentierten sich am Ort mit eigenen Denkmälern bzw. Umbenennungen von Platz und Straße, rührten aber das Sobieski-Denkmal offenbar nicht an. Auf Bemühen polnischer Akteure vor Ort wurde das Denkmal zusammen mit anderen Kulturgütern 1950 nach Polen gebracht. Es fand zunächst eine Aufstellung in Wilanów bei Warschau, bevor es im Juni 1965 feierlich in Danzig auf dem Holzmarkt erneut enthüllt wurde. Aber das ist schon wieder eine neue Geschichte.

Beide Denkmäler, das Kriegerdenkmal in Danzig und das Sobieski-Denkmal in Lemberg, sind Orte, an denen, mit denen und um die herum die Imagination der modernen Nation artikuliert, für die breite Masse organisiert und raumgreifend demonstriert wurde. Als dialektischer Gegenpart zur – und damit integraler Bestandteil



Abb. 8: Lemberg, Blick auf den Heiliggeist-Platz mit dem Sobieski-Denkmal im Vordergrund, Ansichtspostkarte, vor 1918

der – Dynamik der Moderne, in deren Mitte die Denkmäler jeweils platziert wurden, wurde in ihnen die Anciennität der Nation beschworen. Während die polnische Nation mit Sobieski in Lemberg konkrete Geschichte zum Argument hatte, wurde die deutsche im Kriegerdenkmal in Danzig in eine diffuse, ahistorische Ewigkeit transzendiert. Das Danziger Kriegerdenkmal war Ausdruck und offensives Zeichen der Konsolidierung des Deutschen Reiches und der raumgreifenden Etablierung des preußischen Staates in Danzig und Westpreußen. Es war Markierung seines hiesigen Territoriums. Das Sobieski-Denkmal erscheint vielschichtiger, es war Loyalitätsbeweis gegenüber Österreich, Abgrenzung gegenüber Russland; insbesondere aber war es demonstrative Selbstbehauptung. Insofern manifestierte sich in ihm die beschränkte Macht der in der Hand der polnischen Eliten liegenden Verwaltung Galiziens. Es war im Unterschied zu Danzig weniger Markierung eines gesicherten Territoriums. Vielmehr artikuliert sich hier der Anspruch auf die Wiedererrichtung eines zukünftigen unabhängigen Polens. Mit beiden Denkmälern wurde dabei die eigene Nation, wenn auch auf unterschiedliche Weise und ausgehend von einem unterschiedlich ausgeprägten Machtpotential, überhöht. In ihrem jeweiligen historisch-räumlichen Kontext, mit einer Bevölkerung, die in Sprache, Kultur, Glauben, Ethnie und Nation weit differenzierter war, waren beide Denkmäler latent exklusiv und provozierten den Widerspruch der Bevölkerung, die sich nicht darin repräsentiert sah. **st**

**Der dritte – und letzte – Teil dieses Beitrags erscheint in der nachfolgenden Ausgabe 3/2024.**

- 1) Zu den Jubiläumsfeierlichkeiten: Wiesław Bienkowski: »Wien und Krakau 1883. Die Feierlichkeiten zum 200-jährigen Jubiläum«, in: *Studia Austro-Polonica*, 3 (1983), S. 401–439; Adam Galos: »Obchody rocznicy wiedeńskiej w Galicji w 1883 r. [Die Feierlichkeiten zum Wiener Jubiläum in Galizien 1883]«, in: *Z dziejów i tradycji srebrnego wieku. Studia i materiały [Aus der Geschichte und Tradition des silbernen Zeitalters. Studien und Materialien]*, hg. v. Jerzy Pietrzak, Wrocław, 1990, S. 123–143; Paweł Sierżęga: »Obchody 200. rocznicy odsieczy wiedeńskiej w Galicji (1883 r.) [Die Feierlichkeiten des 200-jährigen Jubiläums des Entsatzes von Wien in Galizien (1883)]«, *Rzeszów 2002 (Seria wydawnicza Galicja i jej dziedzictwo)*, 17).
- 2) Zum Prozess der Denkmalstiftung und -realisierung: Aleksander Czołowski: *Jan III. i jego pomnik we Lwowie [Jan III. und sein Denkmal in Lemberg]*, verfasst im Auftrag des Stadtrates, Lwów 1898, S. 29–32; Heidi Hein-Kircher: *Lemberg's »polnischen Charakter«* sichern. Kommunalpolitik in einer multiethnischen Stadt der Habsburgermonarchie zwischen 1861/62 und 1914, Stuttgart 2020, S. 280ff.
- 3) Martina Thomsen: »Prinz Eugen und Jan III. Sobieski. Der Ruhm des Siegers. Um den Vorgang im nationalen und europäischen Heldenpantheon«, in: *Deutsch-polnische Erinnerungsorte. Bd. 3: Parallelen*, hg. v. Hans Henning Hahn und Robert Traba unter Mitarbeit von Maciej Górny und Kornelia Kończal, Paderborn u. a. 2012, S. 182–202.
- 4) Zum Verhältnis von innen- und außenpolitischen Problemen in Bezug auf Galizien: Hans-Christian Maner: *Galizien. Eine Grenzregion im Kalkül der Donaumonarchie im 18. und 19. Jahrhundert*, München 2007 (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas, 111).
- 5) Zitat aus: *Chwała i sława Jana III w sztuce i literaturze XVII–XX w. / Lob und Ruhm Johannes III in Kunst und Literatur. Katalog wystawy jubileuszowej z okazji trzechsetlecia odsieczy wiedeńskiej / Katalog der Jubiläumsausstellung anlässlich der 300. Jahrfeier des Entsatzes von Wien*, Warszawa 1983, S. 245.
- 6) Vgl. die virtuelle Sammlung von Objekten, die mit Jan III. Sobieski in Verbindung stehen: [www.wilanow-palac.pl/sobiesciana](http://www.wilanow-palac.pl/sobiesciana).
- 7) Ohne Autor: *Dziennik Polski*, vom 20. November 1898, Nr. 322.
- 8) Ebd.; so auch: Lucyan Tatomir: *Wspomnienie o Janie III Sobieskim*, w *dwochsetną rocznicę śmierci królabohatera [Erinnerungen an Jan III. Sobieski, im 200. Jahr des Todes des königlichen Helden]*, Lwów, 1896, S. 64 (Wydawnictwo Ludowe, Książeczka, 167).
- 9) In diesem Sinne: Galos, »Obchody« (wie Anm. 1), S. 129; Thomsen, »Prinz Eugen« (wie Anm. 3), S. 191; Hein-Kircher 2020 (wie Anm. 2), S. 282.
- 10) Galos, »Obchody« (wie Anm. 1), S. 135–139.
- 11) Ebenda, S. 140–143; Adam Świątek: »Przypadek Gente Rutheni, Nazione Poloni w Galicji [Der Fall Gente Rutheni, Nazione Poloni in Galizien]«, in: *Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Jagiellońskiego, Prace Historyczne*, 144 (2017), H. 2, S. 303–322.
- 12) Ohne Autor: »Pomnik króla Jana III [Das Denkmal des Königs Jan III.]«, in: *Zugabe zum Dziennik Polski*, Nr. 322 vom 20. November 1898.
- 13) Ebenda.
- 14) Grundlegend zur Kommunalpolitik in Lemberg: Hein-Kircher, *Lemberg's »polnischen Charakter«* sichern (wie Anm. 2), Zitate: S. 322f. Siehe auch: Grzegorz Rossoliński-Liebe: *Der Raum der Stadt Lemberg in den Schichten seiner politischen Denkmäler*, online veröffentlicht auf »kakanien revisited« am 20.12.2009: [www.kakanien-revisited.at/beitr/fallstudie/GRossolinski-Liebe1/](http://www.kakanien-revisited.at/beitr/fallstudie/GRossolinski-Liebe1/), download am 23.01.2024.

# IN DEN BLICK GENOMMEN

Constanze Neumann

## Das Jahr ohne Sommer

Berlin: Ullstein, 2024

In der seit einigen Monaten wieder intensiv geführten Ost-West-Debatte setzt die Literaturwissenschaftlerin Constanze Neumann mit *Das Jahr ohne Sommer* einen ganz eigenen Akzent: Als Kind von »Republikflüchtlingen« kam sie sechsjährig aus Leipzig ins rheinische Aachen. Vom Neuanfang in einer fremden Welt und den Schwierigkeiten, sich eine zweite Heimat anzueignen, ohne die alte zu verlieren, berichtet die frühere Verlegerin des Aufbau-Verlags unpräzise, authentisch – und sehr berührend.

*Als ich klein war, sagte mein Vater nicht, reiße dich zusammen. Als ich klein war, rissen meine Eltern sich zusammen, und dann rissen sie an unserem Leben, das sie nicht wollten, nicht so, nicht hier. Man konnte nicht sagen, was man dachte, und man konnte nicht fahren, wohin man wollte.*

Verwandte, die bereits vor Jahren in den Westen übersiedelt waren, helfen der Familie, die Flucht im Kofferraum eines Westautos zu organisieren. Doch der Plan scheitert, in der Werkstatt der Fluchthilforganisation, in der das Auto präpariert wird, arbeitet ein Stasimann, der Termine und Namen meldet. An der Grenze werden die Eltern verhaftet, die knapp vierjährige Tochter kommt in ein Kinderheim.

*Dass meine Eltern nicht da waren, machte mich nicht ängstlich. Ich war zornig und weinte vor Wut. Ich war wütend, weil sie mir meinen orange-weißen Spielzeugbus weggenommen und nie zurückgegeben hatten. Ich konnte mit niemandem reden, denn dass das hier böse Menschen waren, wusste ich, sie gehörten zu denen, die meine Eltern weggeführt hatten, zu denen, die uns nicht aus dem Land lassen wollten.*

Die kleine Constanze hat Glück, ihre Zeit im Kinderheim dauert nur wenige Tage, denn die Großeltern erklären sich bereit, die Enkelin bei sich aufzunehmen. Die Behörden gestatten dies unter der Bedingung, dass das Kind im Sinne des Sozialismus aufgezogen wird. Während die Großmutter für die kleine Constanze zur Ersatzmutter wird, erfährt der Großvater, Nationalökonom, Abteilungsleiter in einem großen Landmaschinenbetrieb, die ganze Härte des Systems, denn nach der Flucht von Tochter und Schwiegersohn muss er seine verantwortungsvolle Stelle aufgeben, was er nie verwinden wird.

Anderthalb Jahre – für ein Vorschulkind eine endlos lange Zeit – dauert es, bis die Eltern aus dem Gefängnis entlassen werden und ausreisen dürfen – »man hatte sie freigekauft, und ich konnte mir das

nicht vorstellen – wer kaufte eingesperrte Menschen?« – sowie weitere Monate, bis die kleine Tochter nachkommen kann.

Eine erste Station ist die westfälische Kleinstadt, in der die andere Großmutter lebt, hier ist alles fremd, die Fülle in den Geschäften, die Verlockung der Kaugummiautomaten mit ihrem bunten Inhalt, die sauberen Straßen. Für den Vater, in Dresden Dozent an der Musikhochschule, beginnt die schwierige Suche nach einer Arbeitsstelle, die Mutter leidet physisch und psychisch an den Folgen der Haft. Schließlich verschlägt es die Familie nach Aachen, wo der Vater Leiter einer großen Musikschule wird, mit Aussicht auf Verbeamtung. Die Wohnsituation allerdings bleibt über Jahre ein Provisorium und der heimische Dialekt für alle Familienmitglieder eine Herausforderung.

*Die Rheinländer nehmen es nicht so genau, kommst du heute nicht, kommst du morgen. Mein Vater war anders, er war aus einem Land geflohen, in dem man vorsichtig sein, auf jedes Wort achten musste. Alles war von Bedeutung, im Guten wie im Schlechten. In Aachen war das Leben leichter, es war manchmal einfach nur schön. Aber mein Vater nahm auch hier alles sehr genau, er war der Fremde, hatte eine kranke Frau und ein kleines Kind, er war schon fünfzig und musste von vorn beginnen.*

Durch die Flucht, auch wenn sie misslungen war, hat die Familie Schulden, neue Möbel wollen bezahlt werden, später ein Auto. Und dann sind da die Reisen in Länder, die sie zuvor nicht hatten besuchen können, und Reisen in Länder, in denen sie sich mit der Großmutter aus Leipzig treffen können. Für Constanze rückt »das kleine graue Land« mit der Zeit weg, die Erinnerungen verblassen, auch wenn die Eltern oft von der alten Heimat erzählen – und von ihren Erlebnissen in der Haft.

*Es waren viele Geschichten, sie wurden wieder und wieder erzählt, um die anderthalb Jahre in Worte zu fassen – Unglück, Angst, Schmerz und Verzweiflung, Geschichten, die manchmal auch lustig waren und zu Anekdoten gerieten, immer im selben Wortlaut erzählt. Diese Geschichten gehörten meinen Eltern, obwohl ihnen die anderthalb Jahre nicht gehört hatten, im Fragen danach und im Erzählen davon gehörten sie uns allen, wir nahmen sie denen weg, die uns die Zeit gestohlen hatten und die Gesundheit meiner Mutter.*

Während der Vater ständig in Anspannung lebt, alles richtig machen will in dem Land, das ihn und seine Familie aufgenommen hat, und die Mutter verzweifelt versucht, an ihre frühere



Constanze Neumann

**Das Jahr ohne Sommer**  
Ein Mädchen in Transit:  
Wo ist die Heimat,  
wo ist das Glück?

Berlin: Ullstein, 2024

192 S., Hardcover

€ 22,00 – ISBN 978-3-550-20229-2

Karriere anzuknüpfen, lernt die Tochter sich anzupassen, doch das Gefühl des Fremdseins bleibt. Dabei will Constanze, je älter sie wird, nicht auffallen, sie will so sein wie alle anderen. Vor allem will sie die erstaunten Blicke und die Fragen nicht mehr, und wenn der Vater von den Chancen und Möglichkeiten, die sich im Westen bieten, spricht und sie drängt, sich für ein Studium zu entscheiden, spürt die Tochter die Last, den Preis der Flucht, denn wozu sind sie geflohen, wenn sie im Westen nicht glücklich werden und all die Möglichkeiten, die sie im Osten nie gehabt hätten, nicht nutzen?

*Immer häufiger hatte ich das Gefühl, nirgends zu sein, gar nicht da zu sein. Wo war meine Welt, wo gehörte ich hin? Ich wusste es nicht, mein Geburtsort war Leipzig, aber ich kannte die Stadt kaum noch, hätte mich in ihr ohne Stadtplan verlaufen. Und Aachen? Eine Rheinländerin war ich nicht, wir waren doch anders, wie mein Vater ein ums andere Mal betonte. Ich kannte keine anderen Orte, vielleicht würde ich sie ja finden, später einmal, aber vorstellen konnte ich mir das nicht.*

Als 1989 die Grenze geöffnet wird, ist die Euphorie auch bei Familie Neumann groß, doch bald folgt Ernüchterung, denn mit den Freunden aus dem Osten, die auf einen Neuanfang hoffen, ist keine rechte Verständigung möglich, zu unterschiedlich sind die Erfahrungen der letzten Jahre – Neumanns haben ihren Neuanfang längst hinter sich, die Bundesrepublik ist das Land, das sie freigekauft und aufgenommen hat, das Land, für das sie sich entschieden haben. Constanze ist traurig und verwirrt, die alten Gewissheiten gelten nicht mehr, alles wird auf den Kopf gestellt, muss neu gedacht werden.

*Ich verstand nicht, ahnte aber, dass auch unsere Rolle neu definiert werden musste. Wir waren nicht länger die aus einem totalitären System Geflohenen, weil es dieses System nicht mehr gab, wir stammten wie viele andere aus dem Osten. Wir waren eine Familie von unüberschaubar vielen – aber eben auch nicht.*

Wie unauflösbar dieser Konflikt ist, wie prägend ein Leben lang, davon handelt Constanze Neumanns *Das Jahr ohne Sommer*, dabei inhaltliche Tiefe mit unpräntiöser Sprache verknüpfend, zuweilen selbstironisch, dann wieder melancholisch-nachdenklich. Indem die Autorin uns teilhaben lässt an ihrem Schicksal und an dem ihrer Eltern, ist ein sehr lesenswertes Buch entstanden, das Fragen aufwirft, vor allem aber Verständnis zu wecken vermag für alle, die sich zwischen zwei Heimatorten bewegen müssen und mussten.

Die kürzlich in einem Interview von Jan Philipp Reemtsma formulierte These, Literatur sei unentbehrlich, da sie Blicke von Menschen, die diese in die Welt getan haben, aufbewahre und damit den eigenen Erfahrungshorizont erweitere und bereichere, löst Constanze Neumanns Werk in überzeugender Weise ein. Schon mit dem 2021 veröffentlichten Roman *Wellenflug*, in dem die bewegende Geschichte ihres Großvaters Heinrich Reichenheim von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die Nachkriegsjahre erzählt wird, stellt die Autorin am individuellen Beispiel die Ambivalenz menschlicher Sehnsucht nach Heimat und Glück in den Mittelpunkt. Beide Bücher sind unabhängig voneinander zu lesen, in der Kombination zeigen sie aber eindrücklich auf, wie die Fäden der Vergangenheit verwoben sind mit den Realitäten der Gegenwart und den Träumen der Zukunft. st Annegret Schröder

Iris Wolff

## Lichtungen

Stuttgart: Klett-Cotta, 2024

Die Schriftstellerin Iris Wolf, 1977 in Hermannstadt geboren und aufgewachsen im Banat und in Siebenbürgen, ist bereits im Kindesalter mit ihrer Familie in die Bundesrepublik ausgewandert. In ihren Werken, die seit 2012 viel Beachtung und hohe Anerkennung erfahren haben, wendet sie sich mit suchendem Blick immer wieder dem Heimatland ihrer Vorfahren zu, beschreibt und verknüpft fiktive Lebenswege derer, die geblieben, und derer, die gegangen sind, sinniert über die Macht der Erinnerung, über Verluste und die Gabe des Loslassen-Könnens. Als einfühlsame, aufmerksame Beobachterin zeichnet Iris Wolf in ihrem neuesten Roman *Lichtungen* die Lebensspuren des jungen Mannes Lev und dessen ambivalente Beziehung zu seiner Jugendfreundin Kato nach. Dabei geben die vielfachen sprachlichen Schattierung und feinen Abtönungen den Lesern einen deutlichen Hinweis darauf, dass sich die Autorin künstlerisch auch der Malerei verschrieben hat.

Das Unglück von Tschernobyl, nach dem sich die Menschen an den Anblick missgebildeter Tiere wie den der »Kuh mit farblosem Fell, deren Vorderbeine zu kurz geraten waren,« gewöhnt hatten, prägt das Leben an der Iza im Norden Rumäniens ebenso wie die Diktatur Nicolae Ceaușescu: »Lieber Gott, mach, dass wir die Pässe bekommen – war, unter den Deutschen im Land, eines der häufigsten Gebete dieser Zeit.« Sechs Jahre hat Levs Großvater Ferry vergeblich auf seine Ausreisepapiere gewartet, bevor der Enkel ihm zur gefährlichen Flucht in den Westen verhilft. Dass ihm späterhin seine Tochter mit ihren Söhnen nicht folgen will, kann und will Ferry nicht verstehen. Sie werden bleiben, müssen hinnehmen, dass es in ihrem Dorf zunehmend verlassene Häuser und verwaiste Gärten gibt, dass Gemeindehäuser leer stehen und Kirchen verfallen, »dass ein jeder den anderen ansah mit diesem Blick: Gehst auch du?«

**DAS VERSCHWINDEN WAR SCHLIMM GENUG.**

**ABER DAS VERGESSEN, SAGTE SIE, SEI NOCH SCHLIMMER.**

Das Romangeschehen erstreckt sich bis in die Gegenwart: Kato und Lev finden nach Jahren der Trennung wieder zueinander. – »Wann kommst du?«, schreibt Kato auf eine Postkarte an Lev. Vor fünf Jahren war sie unvermittelt auf dem Rad mit einem fremden Weltenbummler in den Westen aufgebrochen, inzwischen verdient sie sich als höchst talentierte Straßenmalerin in Zürich ihren Le-

bensunterhalt. Lev reist in die Schweiz; stets trägt er den Schlüssel zu Katos Wohnung gleich einem Treueschwur und Hoffnungszeichen bei sich. Mit dem Wiedersehen und einer vagen Perspektive für ihre Beziehung endet die erzählte Geschichte – zugleich aber setzt hier Iris Wolff mit ihrem Roman ein, und sie wird nun rück-schreitend Lebensstationen ihres Protagonisten aufsuchen, so dass konsequenterweise das erste Kapitel als Nummer »neun« gezählt wird; es korrespondiert mit dem letzten, dem Kapitel »eins«, in dem sich Levs Vater, kurz bevor er bei der Arbeit tödlich verunglückt, per Handschlag eindringlich von seinem kleinen Sohn verabschiedet: »Du kannst jetzt loslassen.« Mit diesen bedeutungsvollen Worten schließt der Roman; seine beiden schmalen Rahmenkapitel markieren gleichermaßen inhaltlich wie formal Anfang und Ende zugleich.

Jedem der neun Kapitel ist als Motto ein eigenes hintersinniges Zitat vorangestellt – aus Dichtungen oder Songs, aus einem Kinderreim oder der Bibel. Zu Beginn wählt die Autorin die mündliche Einleitungsformel der Roma-Märchen, sie lautet: »Es war, und es war nicht.« Damit schlägt sie den Ton an, der den gesamten Roman durchweht, in dem manches unerschlossen und in der Schwebeliegt, verborgenes sein darf, Figuren offen gehalten werden, nichts ins grelle Licht gezogen wird.

Bei der Frage nach der nationalen Zugehörigkeit – exemplarisch auch in einem Disput über den Dichter Nikolaus Lenau durchgespielt – widersetzt sich

Lev einer Zuordnung entschieden, denn er sei eine Mischung aus allem, der siebenbürgisch-sächsischen Mutter, einem rumänischen Vater und dem Großvater, der sich auf seine österreichischen Wurzeln beruft, und ebenso wenig will sich der protestantisch getaufte Lev dem orthodoxen noch dem ruthenischen Glauben verschließen. Längst aber hat Lev in seiner Welt der Ungewissheiten für sich einen geradezu heiligen Sehnsuchtsort gefunden: den Wald. Dort lernt er als Arbeiter mancherlei Bedrohungen kennen, erfährt aber darüber hinaus, wie nahe Leben und Sterben nebeneinanderliegen: wenn der dunkle innere Teil eines Baumstammes zwar tot ist, aber das tote Holz das Lebendige trägt. Mit all seinen Sinnen vermag er »die Stille, die keine Stille war«, wahrzunehmen, »Vögel, Murmelgeräusch der Blätter, Wind in den Tannen«. Bäume werden ihm zu Freunden; der Pinienzapfen, zur Erinnerung in der Hosentasche bewahrt, schenkt ihm Halt.

*Einen Wald betreten war wie in eine Kirche gehen. Das Gefühl für die Zeit verlor sich, Zugehörigkeiten verschoben sich, Der Wald war innen, alles andere außen. [...] irgendwo jenseits dieses Waldes, in einer unwirklichen, nahezu bedeutungslosen Welt.*

In vielen Lebensbereichen aber bleibt Lev ein Suchender und dies charakterisiert in besonderer, bisweilen fast tragischer Weise seine Verbindung zu Kato – ist es Kameradschaft, Freundschaft, Liebe?

Zunächst packen Lev grenzenloses Entsetzen und Argwohn, als seine Mitschülerin Kato – verwahrlost, mit einem »herausfordern-den, überlegen-distanzierten Blick« und einem »Lachen, das nur am Rande ins Fröhliche spielte« – von der Lehrerin an sein Krankenbett beordert wird. Regelmäßig soll sie ihm den anfallenden Lernstoff vermitteln: Er ist durch ein traumatisierendes, stets als »Unfall« vernebeltes Ereignis gelähmt, dessen Geheimnis erst im vorletzten,

spricht dem zweiten Kapitel des Romans gelüftet wird, und kann auf lange Zeit das Haus nicht verlassen. Erst ganz allmählich verdrängt eine wachsende Faszination seine Abneigung. Jüngst noch glaubte er, dass das sonderbare Mädchen streng muffig riechen müsse, nun aber nahm er »einen Geruch von Milch wahr, und etwas Schwelbendes, Leichtes, wie an einem klaren Morgen«. Zaghaft entsteht Vertrauen, Zeichen der Zuneigung werden geschenkt, Nähe gesucht, irgendwann sogar Zärtlichkeiten gewagt. Allein eine wirkmächtige Gegenkraft, gespeist aus der Erkenntnis, dass nicht nur die Kunst, sondern auch das Leben ein Spiel zwischen Zeigen und Verbergen sei, wird ihnen zum Hemmnis: Weder Lev noch Kato halten eine bedingungslose emotionale Hinwendung zueinander aus; es bleiben Vorsicht, Zweifel, Fluchtbewegung, Verletzungen, Schweigen – ein jahrzehntelanger Schwebestand.

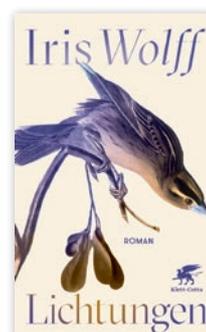
*In allem gab es diese Dunkelheit, wo die Erfahrung aufhörte und die Erinnerung anfang. Etwas blieb, und etwas ging verloren, manches schon im Augenblick des Geschehens, und wie sehr man sich auch bemühte, es tauchte nie wieder auf. Erinnerungen waren über die Zeit verstreut wie Lichtungen. Man begegnete ihnen nur zufällig und wusste nie, was man darin fand.*

Ein flirrendes, verzaubertes Licht, wie es in die Tiefe und Ruhe eines dunklen Waldes einzufallen vermag, durchdringt den ganzen Roman von Iris Wolff und verleiht ihm seine besondere Schönheit und Würde. Selbst dort, wo der Ton hätte rau werden können, unter den Waldarbeitern, beim Militär, bei Missverständnissen, angesichts des Todes, erhebt die Erzählerin ihre Stimme nicht. Sie bleibt leise, und auf das Wesentliche konzentriert begleitet sie behutsam ihren hoch sensiblen, reflektierenden Protagonisten Lev – und Kato, seinen Widerpart – von »Lichtung« zu »Lichtung«.

Auf die Frage, was ihren Roman ausmache, hat Iris Wolff knapp geantwortet: »Die wichtigste Zutat ist Stille.« Es ist genau dies, was den Roman so empfehlenswert macht: Er verspricht in Zeiten der schrillen Töne und des vorschnellen Urteilens eine wohlthuende Lektüre-Auszeit.

st Ursula Enke

## VOR DEN FENSTERN SAMMELTEN SICH DIE GERÄUSCHE DES LICHTS



Iris Wolff  
**Lichtungen**

Roman  
Stuttgart: Klett-Cotta, 2024  
geb., 256 S.

€ 24,00 – ISBN 978-3-608-98770-6

# Plädoyer für eine transnationale Erinnerung

Jie-Hyun Lim im Gespräch über »Opferationalismus«  
und die Fallstricke deutsch-polnischer Geschichtspolitik



Unter dem Titel *Opferationalismus* ist im Frühjahr 2024 erstmals ein Buch des Historikers Jie-Hyun Lim, Professor für Transnationale Geschichte an der Sogang-Universität (Seoul), auf deutscher Sprache erschienen. Als »Opferationalismus« beschreibt Lim eine global zu beobachtende Wende in der Erinnerungskultur, die sich dadurch auszeichnet, dass einerseits auf der Ebene der Nationalstaaten der »Opferstatus konstitutiv für die nationale Identität« geworden ist, andererseits durch die »Herausbildung eines globalen Erinnerungsraums [...] Erinnerungen an nationale Opferschaft zunehmend umstritten geworden« sind. Dies zeigt Lim einerseits anhand von Südkorea, Israel und Polen als Beispiele für einen »ererbte[n] Opferstatus«, andererseits anhand von Japan und Deutschland, die er als Vertreter einer vom Vorwurf eines Verschuldens entlastenden, »exkulpatorische[n] Opferschaft« fasst. Welche Erträge bieten diese Forschungen von Jie-Hyun Lim mit Blick auf die in den deutsch-polnischen Beziehungen virulenten geschichtspolitischen Diskurse? Hierüber sprach der Historiker im Interview mit Tilman A. Fischer.

*Herr Professor Lim, was Ihr neues Buch so ungemein spannend macht, ist die globale Perspektive, innerhalb derer die inner-europäischen Diskussionen um Schuld und Leid nur eine von mehreren eigenständigen Diskurskonstellationen darstellen. Zentraler Vergleichsfall sind die Debatten zwischen Korea und Japan. Was war für Sie die entscheidendste Einsicht, die sich aus dem Vergleich ergeben hat – und welche Wechselbeziehungen bestehen wiederum im »globalen Erinnerungsraum« zwischen diesen beiden Konstellationen?*

Wissen Sie, wann und wo das Wort Holocaust erstmals im öffentlichen Gedenken an die Opfer des Zweiten Weltkrieges verwendet wurde? In den 1950er Jahren stritten sich Yad Vashem und das Jüdische Institut für Geschichte in Warschau über die erste Verwendung des Begriffs Holocaust: Jerusalem oder Warschau. Keiner von beiden hatte Recht. Es war am 23. November 1945, als Nagai Takashi in seiner Ansprache bei einer Gedenkmesse für die Atombombenopfer in der Kathedrale von Urakami den Begriff *hansai* (燻祭) verwendete, die wörtliche Übersetzung von »Holocaust«, was in der sinographischen Semantik Brandopfer bedeutet. Es ist nur eine Episode des etymologischen Gedächtnisses im globalen Gedächtnisraum, aber sie vermittelt eine bedeutsamere Botschaft über den mnemonischen – also erinnerungsstrategischen – Eurozentrismus. Natürlich weist der Weg, auf dem sich die nicht-westliche Erinnerungskultur die Erinnerung an den Holocaust im Zuge der Globalisierung des Gedächtnisses angeeignet hat, viele Schlupflöcher und

Probleme auf. Die unsichtbare Hand des Opferationalismus liegt auch über der Globalisierung der Erinnerung an den Holocaust. Das gravierendste Problem bei der Indigenisierung des Holocaust ist die nationalistische Aneignung durch die vereinfachende Gegenüberstellung und den Vergleich mit dem Holocaust. Ein solches Problem rechtfertigt jedoch nicht automatisch die eurozentrische Abwertung der erinnerungskulturellen Adaption des Holocaust durch nicht-westliche Gesellschaften als »ungenau«, »vage« und »irreführend«.

*Die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg in Deutschland war in den zurückliegenden Jahrzehnten in besonderer Weise verschränkt mit den parallel laufenden geschichtspolitischen Diskursen in Polen. Welche Wirkmächtigkeit konnte dort das Konzept eines »Opferationalismus« entfalten und in welcher Beziehung steht dieser zu demjenigen in Deutschland?*

Lassen Sie mich ein Beispiel anführen. In der heißen Phase der Debatte um den kamerunischen Historiker Achille Mbembe und dessen Vergleich zwischen der israelischen Innenpolitik, dem südafrikanischen Apartheidsystem und dem Holocaust äußerte Jan Grabowski ernste Bedenken über das deutsche Gewissen. Er kritisierte das Insistieren Deutschlands, die alleinige Verantwortung für das Verbrechen gegen die Menschlichkeit, den Holocaust, zu tragen. In einem gemeinsamen Beitrag für den

Spiegel am 7. Mai 2020 hatten der damalige deutsche Außenminister Heiko Maas und der Münchner Zeithistoriker Andreas Wirsching die alleinige deutsche Verantwortung für den Holocaust betont. Als polnischer Holocaust-Historiker äußerte Jan Grabowski sein Unbehagen über den »guten Willen« und die »politische Korrektheit« der deutschen Gelehrten, die Last des Holocaust selbst und alleine zu tragen. Grabowski vertrat die Ansicht, dass die gewissenhafte Haltung der deutschen Historiker den »Historikerstreit« in Osteuropa ungewollt behindert habe.

*Inwiefern?*

Aus polnischer Sicht ist das Argument von Maas und Wirsching problematisch, dass jeder, der die deutsche Alleinschuld bestreitet, »den Opfern Unrecht tut und die Geschichte instrumentalisiert«. Es übersieht schlicht die Komplizenschaft von Osteuropäern unter der NS-Besatzung und trägt zur Verklärung der Täterschaft lokaler Kollaborateure bei. Es ist unangenehm, die mnemotechnische Komplizenschaft zwischen Deutschlands gewissenhafter



Jie-Hyun Lim

**Opferationalismus.  
Erinnerung und Herrschaft  
in der postkolonialen Welt**

Aus dem Englischen von Utku Mogultay  
Wagenbach, Berlin 2024

144 Seiten. Klappenbroschur

€ 20,-

ISBN 978-3-8031-5197-1

Haltung zu seiner »alleinigen Verantwortung« für den Holocaust und der Holocaust-Leugnung durch osteuropäische Nationalisten – »der Holocaust fand auf unserem Boden statt, aber unsere Hände sind sauber« – festzustellen. Deutschlands guter Wille mag auf nationaler Ebene moralisch sein, aber im transnationalen mnemonischen Nexus kann er moralisch fehlerhaft sein, weil er die slawischen und baltischen Nazi-Kollaborateure folglich entlastet.

*Was wäre notwendig, um für ein Klima in der Erinnerungspolitik und -kultur zu sorgen, in dem dieses Kapitel der Shoah aufgearbeitet werden kann, ohne die zentrale Rolle und Hauptverantwortung des Deutschen Reichs zu relativieren?*

Wir müssen von der nationalen zur globalen Tätergeschichte übergehen. Eine engstirnige Täter-Fokussierung auf nationaler Ebene vernachlässigt die Verstrickung von Tätern auf transnationaler und globaler

Ebene. Zu meiner Überraschung ähneln die guten Absichten der deutschen Historiker den japanischen »gewissenhaften Intellektuellen«, die sogar den nordkoreanischen Nationalismus als Ausdruck anticolonialer Befreiung bedingungslos rechtfertigen. Als transnational denkender Historiker kann ich dieser Art offizieller Verlautbarung wie »75 Jahre Kriegsende: Keine Politik ohne Geschichte« in Deutschland nicht ganz zustimmen. Mit ihrer gewissenhaften Fassadenhaltung, so scheint es mir, implementiert sie den mnemonischen Eurozentrismus und den provinziellen Germanismus als Kopf und Schwanz der heutigen deutschen Erinnerungskultur. Die Aufarbeitung des Holocaust in Ostmitteleuropa kann nicht auf die binationale Erinnerungsdiplomatie Deutschlands gegenüber Israel reduziert werden.

*In welche Richtung sollte die bundesdeutsche Erinnerungskultur sich Ihrer Ansicht nach weiterentwickeln?*

Ich denke, die deutsche Erinnerungskultur ist eher eine Bremse als Israel. Die Deutschen haben ein gewissenhaftes, selbstkritisches Gedenken an den Holocaust entwickelt, vor allem nach 1968. Das gemeinsame Communiqué von Heiko Maas und Andreas Wirsching steht in der Kontinuität dieser kritischen Erinnerungskultur. Es übersieht jedoch die Mitschuld der Osteuropäer unter der NS-Besatzung, was der Linie der Erinnerungspolitik der PRAWO I SPRAWIEDLIWOŚĆ (PiS) entspricht. In den jüngsten Diskussionen über mein Buch in Deutschland habe ich vorgeschlagen, die selbstkritische Erinnerung der Deutschen an die vererbte Täterschaft aus der nationalen Historiographie herauszuholen und sie in die transnationale oder globale Perspektive der osteuropäischen Gewaltgeschichte zu stellen. Da die Geschichte des Nationalsozialismus transnational und global ist, sollte auch seine Erinnerung transnational sein. **st**

## »Flucht und Vertreibung sind Menschheitsthemen«

### Gedenkstunde für die Opfer von Flucht und Vertreibung in Berlin

Vor zehn Jahren hat die Bundesregierung die Einführung eines nationalen Gedenktages für die Opfer von Flucht und Vertreibung beschlossen, der seit 2015 jeweils am 20. Juni, dem Weltflüchtlingstag des UNHCR, begangen wird. Hatten die deutschen Heimatvertriebenen und Flüchtlinge bereits in ihrer Charta von 1950 darauf hingewiesen, dass Flucht und Vertreibung »ein Weltproblem« seien, dem nur in internationaler Anstrengung begegnet werden könne, ist dies in der vergangenen Dekade noch deutlicher hervorgetreten: Von 51,9 Millionen haben sich die weltweiten Flüchtlingszahlen in dieser Zeit laut aktueller Statistiken des UNHCR auf 117,3 Millionen mehr als verdoppelt.

Die von der Bundesregierung jährlich zentral in Berlin gestaltete Gedenkstunde, die zum zweiten Mal in Folge im Konzerthaus am Gendarmenmarkt stattfand, wurde in diesem Jahr von der Bundesministerin für Familien, Senioren, Frauen und Jugend, Lisa Paus MdB, eröffnet. Die Ministerin verwies darauf, dass Flucht und Vertreibung Menschheitsthemen seien. Dabei rief sie zunächst die Geschichte der deutschen Vertriebenen in Erinnerung, die nach dem Zweiten Weltkrieg ihre Heimat verlassen mussten, und gedachte dabei auch der »rund zwei Millionen Opfer«, die dabei zu beklagen waren. Die stellvertretende Generaldirektorin der In-

ternationalen Organisation für Migration der Vereinten Nationen, Irena Vojáčková-Sollorano, knüpfte an die Begrüßungsworte von Lisa Paus an, indem sie betonte, dass das Gedenken an Flucht und Vertreibung in der Vergangenheit den Blick auf die Gegenwart schärfe.

In einem Podiumsgespräch mit Betroffenen unter der Moderation des zuständigen Abteilungsleiters im Bundesministerium des Innern und für Heimat, Jörn Thießen, wurden die Erfahrungen aus Vergangenheit und Gegenwart miteinander in Verbindung gebracht. Dabei machte der 1941 im nordböhmischen Neustadt an der Tafelfichte geborene Oswald Wöhl anhand seiner Familiengeschichte erfahrbar, wie tiefgreifend die Entwurzelung aus der Heimat seine Familie getroffen hatte. Mohammed Rabbie, ein syrischer Flüchtling, wiederum berichtete davon, wie er 2015 aus Furcht vor dem sogenannten Islamischen Staat nach Deutschland gekommen sei, hier die Freiheit und die Vorzüge der Demokratie schätzen und lieben gelernt habe und unterdessen freiberuflich als Journalist arbeite.

In guter Tradition sprach der Präsident des Bundes der Vertriebenen, Dr. Bernd Fabritius, das Schlusswort der Gedenkstunde und wies zunächst darauf hin, dass vor 80 Jahren der Krieg zwar noch nicht vorbei war, die Flucht der Deutschen insbesondere aus dem Donauraum aber bereits begonnen hatte. Ebenfalls vor fast 80 Jahren habe sich das Massaker von Nemmersdorf in Ostpreußen ereignet, das in der Folge sowohl von der nationalsozialistischen als auch der sowjetischen Propaganda instrumentalisiert und missbraucht worden sei. Parallelen zur heutigen Zeit mit den »Lügengeschichten aus Putins Propagandamaschine« seien unverkennbar. Nach wie vor würden die Legenden um das an sich schon furchtbare Massaker ein würdiges Gedenken an die Opfer behindern, die noch in der Heimat von »der Rache der Sieger« erreicht worden seien. Auch sie seien selbstverständlich Opfer von Flucht und Vertreibung, derer man daher an diesem Tag ebenfalls gedenken wolle. **st** BdV/TAF



*BdV-Präsident Dr. Bernd Fabritius bei seinem Schlusswort*



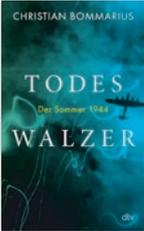
Steven Levitsky und Daniel Ziblatt

## *Die Tyrannei der Minderheit – Warum die amerikanische Demokratie am Abgrund steht und was wir daraus lernen können*

München: DVA, 2024; 352 S., geb., € 26,00 – ISBN 978-3-421-07003-6

Wie kann es gelingen, die Demokratie vor radikalen Minderheiten zu schützen, die sie von innen untergraben, destabilisieren und sogar zu zerstören drohen? Die Autoren zeigen am Beispiel der USA, wie die Kräfte entstehen, die demokratische Prinzipien in ihren Grundfesten erschüttern und autoritären Strömungen den Weg ebnen. Sie beschreiben

das große Paradox westlicher Demokratien: dass nämlich Inklusion und Diversität oft gerade ausgrenzende Gegenbewegungen erzeugen. So wird deutlich, dass die Demokratie jenseits wie diesseits des Atlantiks an einem Scheideweg steht und jetzt reformiert werden muss, wenn sie nicht zu einer Herrschaft der Minderheit verkommen soll.



Christian Bommarius

## *Todeswalzer – Der Sommer 1944*

München: dtv, 2024; 320 S., geb., € 26,00 – ISBN 978-3-423-28370-0

Am 1. Juni 1944 beherrschen deutsche Truppen fast ganz Europa. Am 1. September hat Hitler knapp ein Attentat überlebt, und die Alliierten stehen an den Grenzen des Reichs. Das Ende des blutigsten Krieges der Geschichte scheint unmittelbar bevorzustehen. Doch bis zum Zusammenbruch soll es weitere acht Monate dauern. Und in dieser Zeit sterben noch einmal so viele Menschen wie in den fünf Jahren zu-

vor. Im Sommer 1944 begann sich der Todeswalzer in einer nie zuvor für möglich gehaltenen Geschwindigkeit zu drehen. Doch es blühte auch das Leben in den befreiten Städten und Ländern auf. Den Titel, der auch an gleichnamige Hollywood-Filme erinnert, leitete der Autor von einer Parade deutscher Kriegsgefangener in Moskau ab, die von den Russen als »Großer Walzer« bezeichnet worden war.



Sofi Oksanen

## *Putins Krieg gegen die Frauen*

Aus dem Finnischen von Angela Plöger und Maximilian Murmann

Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2024; 336 S., geb., € 24,00 – ISBN 978-3-462-00691-9

Der russische Angriffskrieg in der Ukraine ist in hohem Maße ein Geschlechterkrieg: Russland setzt sexuelle Gewalt in der Ukraine als Waffe ein, aber Frauenfeindlichkeit ist auch ein Instrument der internen Zentralisierung der Macht in Russland. Und sie ist ein Werkzeug des Imperialismus. Das Grauen, das Familien des Baltikums bereits einmal erleben mussten und

das bis heute Wunden in den Familien hinterlassen hat, wiederholt sich, aber wie nie zuvor können Kriegsverbrechen dokumentiert werden, weil Journalistinnen, Richterinnen, Staatsanwältinnen und Anwältinnen beteiligt sind. Die Hoffnung besteht, dass die Straffreiheit Russlands ein Ende haben wird.



Susanne Zeller

## *Der Unbeugsame – Der Seemann Gustav Pietsch im Widerstand gegen das NS-Regime in der Freien Stadt Danzig und Polen*

(Schriften der Gedenkstätte Deutscher Widerstand. Reihe A: Analysen und Darstellungen. 19)

Berlin: Lukas, 2024; geb., 300 S. mit 20 S/W-Abb., ISBN 978-3-86732-467-0

Der Veteran der Kaiserlichen Marine und nicht-jüdische Zionist Gustav Pietsch (1893–1975) leistete in der Freien Stadt Danzig gemeinsam mit seiner Frau Gertrude politischen Widerstand, bis er 1935 seemännischer Leiter der zionistischen Fischerei- und Seefahrtsschule in Gdynia wurde. Dort ermöglichte

te er unter Einsatz von Leib und Leben die Auswanderung vieler junger polnischer Juden und Jüdinnen nach Palästina. Ende 1938 musste die Familie selbst dorthin fliehen. In Israel wurde Gustav Pietsch 1952 erster Verwalter im Hafen Eilat. 1958 zog das Ehepaar Pietsch für kurze Zeit nach Deutschland und wanderte 1961 nach Westaustralien aus.



Esther Gardei, Hans-Georg Soeffner und Benno Zabel (Hrsg.)

## *Vergangenheitskonstruktionen – Erinnerungspolitik im Zeichen von Ambiguitätstoleranz*

Göttingen: Wallstein, 2023; 318 S. mit 7 farb. Abb., brosch., € 29,00 – ISBN 978-3-8353-5216-2

Die Beiträge dieses Bandes zielen darauf, dass gegenwärtige Gesellschaften den pluralen Erinnerungsfeldern, den diversen Erinnerungsbedürfnissen und den damit einhergehenden Deutungskonflikten durch Praktiken der Ambiguitätstoleranz (Thomas Bauer) begegnen können. Ambiguitätstoleranz kann als Kompetenz verstanden werden, Weltan-

schauungen und Vorstellungen des gelingenden Lebens zu vergleichen und daraus neue Handlungsoptionen abzuleiten. Die daran geknüpfte Perspektivenübernahme vermag Menschen zu befähigen, mit kulturellen Differenzen und konkurrierenden Erzählungen umzugehen und alternative Zukunftsszenarien zu entwerfen.

# Impressum

**Herausgeber und Verlag:** Westpreußische Gesellschaft – Landsmannschaft Westpreußen e. V.

Der stellvertr. Vorstandsvorsitzende  
Ulrich Bonk (v. i. S. d. P.)

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck  
Telefon 0 25 06 / 30 57-50, Fax 0 25 06 / 30 57-61

**Sparkasse Münsterland Ost, Münster:**

IBAN: DE59 4005 0150 0034 0248 51  
BIC: WELADED1MST

**Redaktionssekretariat, Abonnement-Verwaltung  
und Anzeigenannahme:** Esther Lüchtfeld  
(sekretariat@magazin-westpreussen.de)

**Redaktion:**

Prof. Dr. Erik Fischer (e.fischer@magazin-westpreussen.de) /  
Redaktionsleiter;

Dr. Joanna Szkolnicka (j.szkolnicka@magazin-westpreussen.eu) /  
Ressort PANORAMA;

Tilman Asmus Fischer (t.fischer@magazin-westpreussen.de) /  
Ressorts VORSPANN sowie POLITIK UND GESELLSCHAFT;

Ursula Enke (u.enke@magazin-westpreussen.de) /  
Text- und Bildredaktion

**Korrespondentinnen und Korrespondenten:**

Peter Neumann (Troisdorf) für Danzig, Piotr Olecki (Toruń)  
für Thorn und Kujawien-Pommern, Marek Dziedzic (Malbork)  
für Marienburg, Bartosz Skop (Malbork) für Elbing

**Verlags- und Redaktionsadresse:**

Westpreußen-Verlag  
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck  
Telefon 0 25 06 / 30 57-50, Fax 0 25 06 / 30 57-61  
sekretariat@magazin-westpreussen.de  
www.magazin-westpreussen.de

**E-Mail Adresse der Redaktion für Leserschriften:**

leserpost@magazin-westpreussen.de

**Layout, Bildbearbeitung und Druckvorlagenerstellung:**

MEDIENGESTALTUNG KOHLHAAS, Bonn

**Herstellung:** WIRmachenDRUCK GmbH

Mühlbachstraße 7, 71522 Backnang

ISSN: 0043-4418

**Auflage:** 750 Exemplare

*Westpreußen/Begegnungen mit einer europäischen Kulturregion* erscheint alle drei Monate (im März, Juni, September und Dezember). Der Bezugspreis beträgt halbjährlich oder jährlich € 18,- bzw. € 36,- sowie im Ausland jährlich € 40,-. Für Privatpersonen in Polen gilt bei Direktbezug ein Vorzugspreis von jährlich 60 Złoty.

Parallel dazu erscheint als Beilage *Der Westpreuße/Landsmannschaftliche Nachrichten*. Der Bezugspreis eines entsprechenden Gesamtabonnements beträgt halbjährlich oder jährlich € 36,- bzw. € 72,-, im Ausland jährlich € 80,-. Für Privatpersonen in Polen gilt bei Direktbezug hier ebenfalls ein Vorzugspreis, und zwar von jährlich 120,- Złoty.

Die MwSt. ist mit 7% enthalten. Bestellungen beim Verlag. Der Bezug kann nur mit einer Frist von mindestens drei Monaten zur Mitte oder zum Ende des Kalenderjahres gekündigt werden. Bei Nichtbelieferung bestehen im Fall höherer Gewalt keine Ansprüche gegen den Verlag. Mit Namen oder Kürzeln gezeichnete Artikel geben nicht in jedem Falle die Meinung des Verlages oder der Redaktion wieder. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages. – Zurzeit gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 2.

# Autorinnen und Autoren

**Dr. Katja Bernhardt** ist Kunst- und Bildhistorikerin. Sie war lange Jahre als wissenschaftliche Mitarbeiterin und sodann als Vertretungsprofessorin an der Professur für Kunstgeschichte Osteuropas der Humboldt-Universität zu Berlin tätig. Aktuell ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin im Arbeitsbereich Polen am Nordost-Institut Lüneburg (IKGN e. V.). Gegenstände ihrer Forschung sind die historische Analyse von Architektur und Stadtraum, die visuelle Geschichte Ost- und Ostmitteleuropas sowie die Geschichte des Faches Kunstgeschichte.

**Zuzanna Foss** ist Studentin der Psychologie an der Kazimierz-Wielki-Universität in Bromberg und in hohem Maße an geschichtlichen Themen interessiert: an der Geschichte des Zweiten Weltkrieges, insbesondere am Schicksal der Einwohner ihrer Heimatstadt Thorn und der Region, sowie an der Geschichte der Damenmode; sie ist ehrenamtliche Mitarbeiterin bei der »Stiftung Militärgeschichtliches Museum«, für die sie Artikel verfasst und sich an Reenactment-Projekten beteiligt.

**Bernard Gaida** ist Unternehmer sowie Politiker der Deutschen Minderheit in Polen. Von 2009 bis 2022 war er Vorsitzender des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG) und amtiert seit 2016 als Sprecher der »Arbeitsgemeinschaft Deutscher Minderheiten« in der FEDERAL UNION OF EUROPEAN NATIONALITIES (FUEN); überdies wurde er 2022 zu deren Vizepräsidenten gewählt.

**Fritz Jabs** war als Dreijähriger mit seiner Familie 1945 auf die Flucht gegangen, kehrte aber wieder nach Westpreußen zurück und wurde dann im Lager Potulitz interniert. Nachdem die Familie Polen 1958 als Spätaussiedler verlassen hatte, absolvierte er eine Kaufmannslehre und arbeitete als Einkaufsleiter in einem Edelstahlwerk in Düsseldorf-Erkrath. Er ist Mitglied der Westpreußischen Gesellschaft und hat lange Jahre im »Deutschen Geschichtsvereins des Posener Landes« mitgearbeitet.

**Dr. Alexander Kleinschrodt** studierte Musikwissenschaft, Kunstgeschichte und Germanistik; er arbeitet als freier Kulturwissenschaftler und Autor; zudem übernimmt er regelmäßig Lehraufträge an der Universität Bonn. Von 2018 bis 2023 Vorstandsmitglied der Westpreußischen Gesellschaft, seitdem Mitglied im Stiftungsrat der Kulturstiftung Westpreußen.

**Benedikt Reschke** lebt als pensionierter Lehrer in Rahmel bei Gdingen und trat bislang als Autor von sechs regionalhistorischen Monographien hervor, von denen die Publikation *Czas zła* (Zeit des Bösen) auch auf Deutsch erschienen ist. Seit 1996 ist er Vorsitzender des von ihm mitbegründeten »Bundes deutscher Bevölkerung« in Gdingen. In dieser Funktion hat er eine Jahr für Jahr von ihm durchgeführte Gedenkveranstaltung initiiert, bei der der zahllosen Opfer beim Untergang der drei Flüchtlingsschiffe WILHELM GUSTLOFF, GOYA und STEUBEN gedacht wird.

**Annegret Schröder** studierte Germanistik, evangelische Theologie und Pädagogik, zudem Ausbildung zur Verlagskauffrau; tätig als Gymnasiallehrerin an einer privaten Wirtschaftsschule. Seit 2016 ist sie Mitglied im Stiftungsrat der Kulturstiftung Westpreußen.

**Bartosz Skop M. A.** studierte Geschichte an der Danziger Universität und der Julius-Maximilians-Universität Würzburg; Autor von Orgelbeschreibungen des ehemaligen Ost- und Westpreußen und von Aufsätzen zur Kirchen- und Orgelbaugeschichte dieser Region; nach dem Abschluss seines Master-Examens arbeitet er gegenwärtig am Schloss-Museum in Marienburg.

**Adrian Roman Wojtaszewski** studiert Mathematik und Politikwissenschaft an der Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Universität Hannover; 2022 war er Preisträger der 45. gesamtpolnischen Deutscholympiade. In seiner Heimatstadt Schneidemühl bemüht er sich darum, die Strukturen der deutschen Minderheit zu erhalten und weiterzuentwickeln. Zu seinen Interessengebieten gehören die Linguistik, die deutsch-polnischen Beziehungen sowie die Geschichte Westpreußens. 2023 trat er als bislang jüngstes Mitglied der Westpreußischen Gesellschaft bei.



FOTO: URSULA ENKE

**A**usgerichtet mit Blick auf den Weitsee, eins der größten Gewässer der kaschubischen Seenplatten, liegt, von mächtigen Bäumen beschattet, eine einsame, von Stille umgebene Grabstätte, derer sich mit den Jahren die Natur weitgehend bemächtigt hat. Mehrere kleine Laternen künden jedoch davon, dass dieser Ort beileibe nicht dem Vergessen anheimgefallen ist.

Bei Wdzydze Kiszewskie, ehemals Sanddorf, führt ein Waldpfad auf dem weitläufigen Gelände des dortigen ethnographischen Museumsdorfes hinauf an jene Stelle, die sich dessen Gründer, das Ehepaar Isodor und Theodora Gulgowski, vor über hundert Jahren für ihre gemeinsame letzte Ruhestätte auserkoren haben sollen, – und zu gerne glaubt man der Erzählung, dass sich die Liebenden hier, wo sie späterhin auch gerne mit Freunden und Mitstreitern beim Picknick beisammensaßen, zum ersten Mal begegnet seien.

Der Schriftsteller, unermüdliche Bewahrer und Erforscher kaschubischer Kultur Isidor Gulgowski, dessen Geburtstag sich in diesem April zum 150. Male gejhrt hat und der bereits 1925 verstarb, fand in der deutlich älteren, künstlerisch begabten Theodora (1860–1951) eine ebenbürtige leidenschaftliche Mitstreiterin. Nach einem Studium im Berliner »Lette-Verein« war sie Erzieherin im Bereich der Mädchen- und Frauenbildung geworden und wandte sich vornehmlich der Gestaltung und Unterweisung in der traditionellen Stickhandarbeit der Region zu. Mit einem 1906 errichteten Laubehaus für erste Sammlungsstücke und dem Bau einer privaten Villa (beide Häuser wurden 1932 durch einen Brand zerstört) legte das Ehepaar in Sanddorf den Grund für ihr Lebenswerk, das bis heute in mittlerweile über 50 begehbaren Objekten, in Sonderausstellungen und einem vielfältigen Bildungsprogramm weiterwirkt.

st Ursula Enke